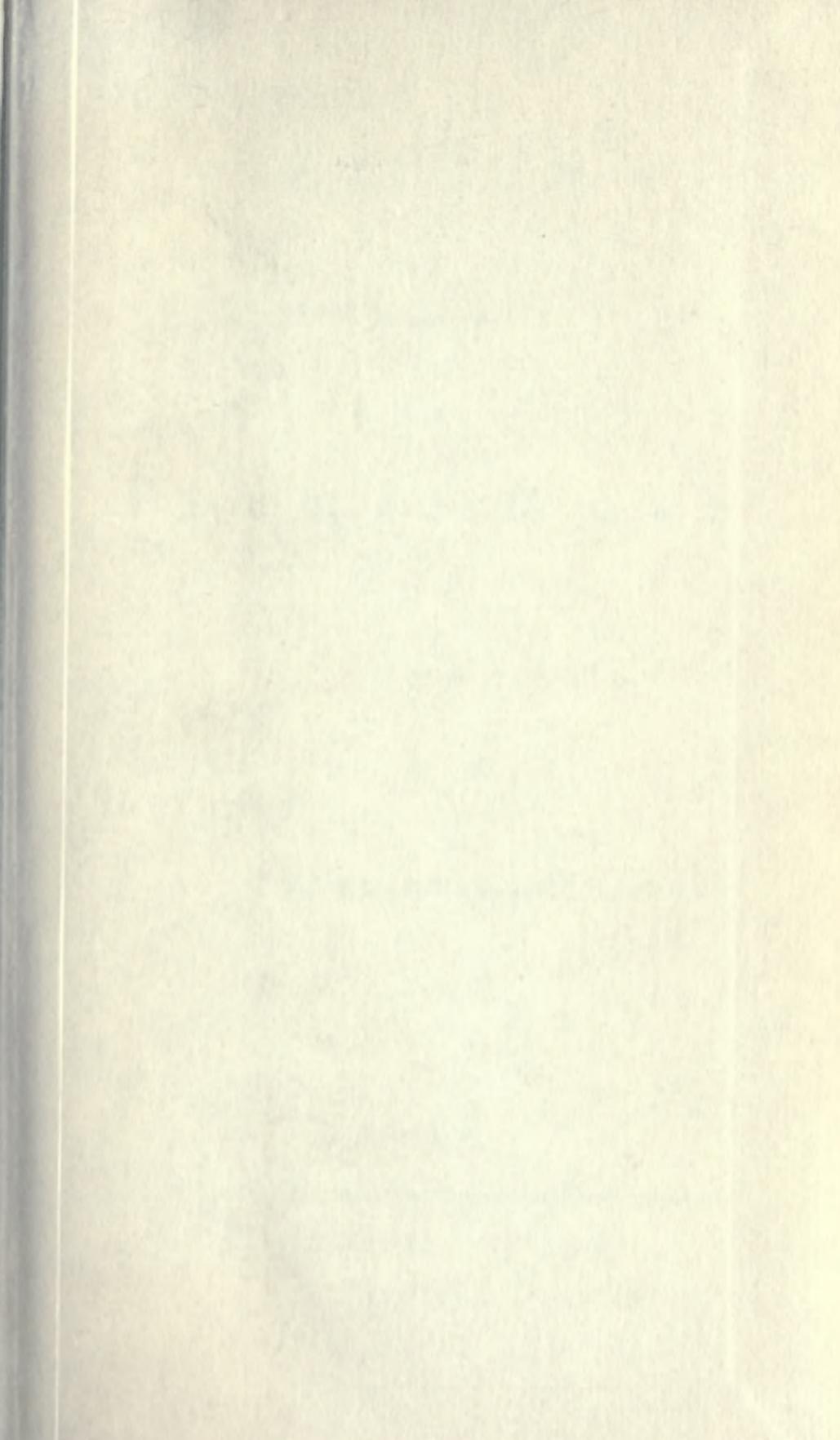
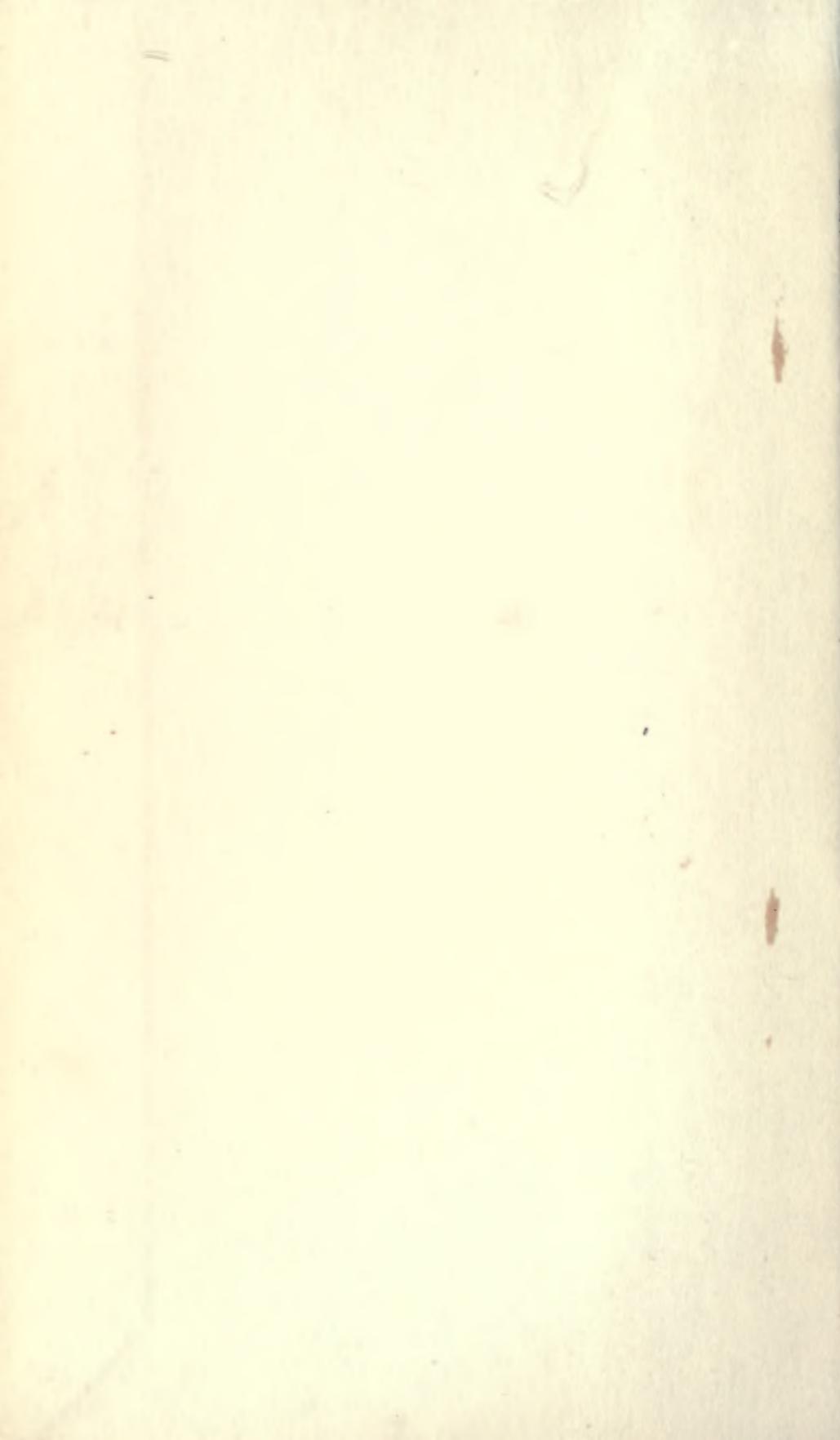


HANDBOUND
AT THE



UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS





M2826tr

4450

I

Tristan

70

Sechs Novellen

von

Thomas Mann

Dichten, das ist Berichtsfag über sich selbst halten.
(Jb(en).)

1919

156884.
30.10.20

S. Fischer, Verlag
Berlin



Achtzehnte bis zwanzigste Auflage
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung

Inhalt

Der Weg zum Friedhof	1
Tristan	19
Der Kleiderschrank	89
Luischen	107
Gladius Dei	137
Tonio Kröger	165



Der Weg zum Friedhof

Von Arthur Holitscher.

Mann, Trilhan.

1



Der Weg zum Friedhof lief immer neben der Chaussee, immer an ihrer Seite hin, bis er sein Ziel erreicht hatte, nämlich den Friedhof. An seiner anderen Seite lagen anfänglich menschliche Wohnungen, Neubauten der Vorstadt, an denen zum Teil noch gearbeitet wurde; und dann kamen Felder. Was die Chaussee betraf, die von Bäumen, knorrigen Buchen gesetzten Alters, flankiert wurde, so war sie zur Hälfte gepflastert, zur Hälfte war sie's nicht. Aber der Weg zum Friedhof war leicht mit Kies bestreut, was ihm den Charakter eines angenehmen Fußpfades gab. Ein schmaler, trockener Graben, von Gras und Wiesenblumen ausgefüllt, zog sich zwischen beiden hin.

Es war Frühling, beinahe schon Sommer. Die Welt lächelte. Gottes blauer Himmel war mit lauter kleinen, runden, kompakten Wolkenstückchen besetzt, besetzt mit lauter schneeweißen Klümpchen von humoristischem Ausdruck. Die Vögel zwitscherten in den Buchen, und über die Felder daher kam ein milder Wind.

Auf der Chaussee schlich ein Wagen vom nächsten Dorfe her gegen die Stadt, er fuhr zur Hälfte auf

Dem gepflasterten, zur anderen Hälfte auf dem nicht gepflasterten Teile der Straße. Der Fuhrmann ließ seine Beine zu beiden Seiten der Deichsel hinabhängen und pfiff aufs unreinste. Am äußersten Hinterteile aber saß ein gelbes Hündchen, das ihm den Rücken zuwandte und über sein spitzes Schnäuzchen hinweg mit unsäglich ernster und gesammelter Miene auf den Weg zurückblickte, den es gekommen war. Es war ein unvergleichliches Hündchen, Goldes wert, tief erheiternd; aber leider gehört es nicht zur Sache, weshalb wir uns von ihm abkehren müssen. — Ein Trupp Soldaten zog vorüber. Sie kamen von der unsernen Kaserne, marschierten in ihrem Dunst und sangen. Ein zweiter Wagen schlich, von der Stadt kommend, gegen das nächste Dorf. Der Fuhrmann schlief, und ein Hündchen war nicht darauf, weshalb dieses Fuhrwerk ganz ohne Interesse ist. Zwei Handwerksburschen kamen des Weges, der eine bucklig, der andere ein Riese an Gestalt. Sie gingen barfuß, weil sie ihre Stiefel auf dem Rücken trugen, riefen dem schlafenden Fuhrmann etwas Gutgelauntes zu und zogen fürbaß. Es war ein maßvoller Verkehr, der sich ohne Verwicklungen und Zwischenfälle erledigte.

Auf dem Wege zum Friedhof ging nur ein Mann; er ging langsam, gesenkten Hauptes und gestützt auf einen schwarzen Stock. Dieser Mann hieß Piepsam, Lobgott Piepsam und nicht anders. Wir nennen ausdrücklich seinen Namen, weil er sich in der Folge aufs sonderbarste benahm.

Er war schwarz gekleidet, denn er befand sich auf dem Wege zu den Gräbern seiner Lieben. Er trug einen rauhen, geschweiften Cylinderhut, einen altersblanken Gehrock, Beinkleider, die sowohl zu eng als auch zu kurz waren, und schwarze, überall abgeschabte Glacéhandschuhe. Sein Hals, ein langer, dürrer Hals mit großem Kehlkopfapfel, erhob sich aus einem Klappkragen, der ausfranst, ja, er war an den Ranten schon ein wenig aufgerauht, dieser Klappkragen. Wenn aber der Mann seinen Kopf erhob, was er zuweilen that, um zu sehen, wie weit er noch vom Friedhof entfernt sei, so bekam man etwas zu sehen, ein seltenes Gesicht, ohne Frage ein Gesicht, das man nicht so schnell wieder vergaß.

Es war glatt rasiert und bleich. Zwischen den ausgehöhlten Wangen aber trat eine vorn sich knollenartig verdickende Nase hervor, die in einer unmäßigen, unnatürlichen Röthe glühte und zum Ueberfluß von einer Menge kleiner Auswüchse strotzte, ungesunder Gewächse, die ihr ein unregelmäßiges und phantastisches Aussehen verliehen. Diese Nase, deren tiefe Blut scharf gegen die matte Blässe der Gesichtsfäche abstach, hatte etwas Unwahrscheinliches und Pittoreskes, sie sah aus wie angefetzt, wie eine Faschingsnase, wie ein melancholischer Spaß. Aber es war nicht an dem . . . Seinen Mund, einen breiten Mund mit gesenkten Winkeln, hielt der Mann fest geschlossen, und wenn er aufblickte, so zog er seine schwarzen, mit weißen Härchen durchsetzten Brauen hoch unter die Gultrempe empor, daß man so recht

zu sehen vermochte, wie entzündet und jämmerlich umrändert seine Augen waren. Kurzum, es war ein Gesicht, dem man die lebhafteste Sympathie dauernd nicht versagen konnte.

Lobgott Piepsams Erscheinung war nicht freudig, sie paßte schlecht zu diesem lieblichen Vormittag, und auch für einen, der die Gräber seiner Lieben besuchen will, war sie allzu trübselig. Wenn man aber in sein Inneres sah, so mußte man zugeben, daß ausreichende Gründe dafür vorhanden waren. Er war ein wenig gedrückt, wie? ... es ist schwer, so lustigen Leuten wie euch dergleichen begreiflich zu machen ... ein wenig unglücklich, nicht wahr? ein bißchen schlecht behandelt. Ach, die Wahrheit zu reden, so war er dies nicht nur ein wenig, er war es in hohem Grade, es war ohne Uebertreibung elend mit ihm bestellt.

Erstens trank er. Nun, davon wird noch die Rede sein. Ferner war er verwittwet, verwaist und von aller Welt verlassen; er hatte nicht eine liebende Seele auf Erden. Seine Frau, eine geborene Lebzelst, war ihm entrissen worden, als sie ihm vor Halbjahrsfrist ein Kind geschenkt hatte; es war das dritte Kind und es war tot gewesen. Auch die beiden anderen Kinder waren gestorben; das eine an der Diphtherie, das andere an nichts und wieder nichts, vielleicht an allgemeiner Unzulänglichkeit. Nicht genug damit, hatte er bald darauf seine Erwerbsstelle eingebüßt, war schimpflich aus Amt und Brot gejagt worden, und das hing mit jener Leidenschaft zusammen, die stärker war als Piepsam.

Er hatte ihr ehemals einigermaßen Widerpart zu halten vermocht, obgleich er ihr periodenweise unmäßig gefröhnt hatte. Als ihm aber Weib und Kinder entrafst waren, als er ohne Halt und Stütze, von allem Anhang entblößt, allein auf Erden stand, war das Laster Herr über ihn geworden und hatte seinen feelischen Widerstand mehr und mehr gebrochen. Er war Beamter im Dienste einer Versicherungssocietät gewesen, eine Art von höherem Kopisten mit monatlich neunzig Reichsmark bar. In unzurechnungsfähigem Zustande jedoch hatte er sich grober Versehen schuldig gemacht und war, nach wiederholten Vermahnungen, endlich als dauernd unzuverlässig entlassen worden.

Es ist klar, daß dies durchaus keine sittliche Erhebung Piepsams zur Folge gehabt hatte, daß er nun vielmehr vollends dem Ruin anheimgefallen war. Ihr müßt nämlich wissen, daß das Unglück des Menschen Würde ertötet — es ist immerhin gut, ein wenig Einsicht in diese Dinge zu besitzen. Es hat eine sonderbare und schauerliche Bewandnis hiermit. Es nützt nichts, daß der Mensch sich selbst seine Unschuld beteuert: in den meisten Fällen wird er sich für sein Unglück verachten. Selbstverachtung und Laster aber stehen in der schauderhaftesten Wechselbeziehung, sie nähren einander, sie arbeiten einander in die Hände, daß es ein Graus ist. So war es auch mit Piepsam. Er trank, weil er sich nicht achtete, und er achtete sich weniger und weniger, weil das immer erneute Zuschandentwerden aller guten Vorsätze sein Selbstver-

trauen zerfraß. Zu Hause in seinem Kleiderschranke pflegte eine Flasche mit einer giftgelben Flüssigkeit zu stehen, einer verderblichen Flüssigkeit, wir nennen aus Vorsicht nicht ihren Namen. Vor diesem Schranke hatte Lobgott Piepsam buchstäblich schon auf den Knien gelegen und sich die Zunge zerbissen; und dennoch war er schließlich erlegen... Wir erzählen euch nicht gern solche Dinge; aber sie sind immerhin lehrreich. — Nun ging er auf dem Wege zum Friedhof und stieß seinen schwarzen Stoß vor sich hin. Der milde Wind umspielte auch seine Nase, aber er fühlte es nicht. Mit hoch emporgezogenen Brauen starrte er hohl und trüb in die Welt, ein elender und verlorener Mensch. — Plötzlich vernahm er hinter sich ein Geräusch und horchte auf: ein sanftes Rauschen näherte sich aus weiter Ferne her mit großer Geschwindigkeit. Er wandte sich um und blieb stehen... Es war ein Fahrrad, dessen Pneumatik auf dem leicht mit Kies bestreuten Boden knirschte, und das in voller Karriere herankam, dann aber sein Tempo verlangsamte, da Piepsam mitten im Wege stand.

Ein junger Mann saß auf dem Sattel, ein Jüngling, ein unbesorgter Tourist. Ach, mein Gott, er erhob durchaus nicht den Anspruch, zu den Großen und Herrlichen dieser Erde gezählt zu werden! Er fuhr eine Maschine von mittlerer Qualität, gleichviel aus welcher Fabrik, ein Rad im Preise von zweihundert Mark, auf gut Glück geraten. Und damit kutscherte er ein wenig über Land, frisch aus der Stadt hinaus, mit blitzenden Pedalen in Gottes freie

Natur hinein, hurra! Er trug ein buntes Hemd und eine graue Jacke darüber, Sportgamaschen und das festste Mützchen der Welt — ein Witz von einem Mützchen, bräunlich karriert, mit einem Knopf auf der Höhe. Darunter aber kam ein Wust, ein dicker Schopf von blondem Haar hervor, das ihm über die Stirne emporstand. Seine Augen waren blizblau. Er kam daher wie das Leben und rührte die Glocke; aber Piepsam ging nicht um eines Haares Breite aus dem Wege. Er stand da und blickte das Leben mit unbeweglicher Miene an.

Es warf ihm einen ärgerlichen Blick zu und fuhr langsam an ihm vorüber, worauf Piepsam ebenfalls wieder vorwärts zu gehen begann. Als es aber vor ihm war, sagte er langsam und mit schwerer Betonung:

„Numero neuntausendsiebenhundertundsieben.“

Dann kniff er die Lippen zusammen und blickte unverwandt vor sich nieder, während er fühlte, daß des Lebens Blick verduht auf ihm ruhte.

Es hatte sich umgewendet, den Sattel hinter sich mit der einen Hand erfaßt und fuhr ganz langsam.

„Wie?“ fragte es . . .

„Numero neuntausendsiebenhundertundsieben,“ wiederholte Piepsam. „O nichts. Ich werde Sie anzeigen.“

„Sie werden mich anzeigen?“ fragte das Leben, wandte sich noch weiter herum und fuhr noch langsamer, so daß es angestrengt mit der Denkstange hin- und herbalancieren mußte . . .

„Gewiß,“ antwortete Piepsam in einer Entfernung von fünf oder sechs Schritten.

„Warum?“ fragte das Leben und stieg ab. Es blieb stehen und sah sehr erwartungsvoll aus.

„Das wissen Sie selbst sehr wohl.“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Sie müssen es wissen.“

„Aber ich weiß es nicht,“ sagte das Leben, „und es interessiert mich auch außerordentlich wenig!“ Damit machte es sich an sein Fahrrad, um wieder aufzusteigen. Es war durchaus nicht auf den Mund gefallen.

„Ich werde Sie anzeigen, weil Sie hier fahren, nicht dort draußen auf der Chaussee, sondern hier auf dem Wege zum Friedhof,“ sagte Piepsam.

„Aber, lieber Herr!“ sagte das Leben mit einem ärgerlichen und ungeduldigen Lachen, wandte sich neuerdings um und blieb stehen . . . „Sie sehen hier Spuren von Fahrrädern den ganzen Weg entlang . . . Hier fährt jedermann . . .“

„Das ist mir g a n z gleich,“ entgegnete Piepsam, „ich werde Sie anzeigen.“

„Ei, so thun Sie, was Ihnen Vergnügen macht!“ rief das Leben und stieg zu Rade. Es stieg wirklich auf, es blamierte sich nicht, indem ihm das Aufsteigen mißlang; es stieß sich nur ein einziges Mal mit dem Fuße ab, saß sicher im Sattel und legte sich ins Zeug, um wieder ein Tempo zu gewinnen, das seinem Temperamente entsprach.

„Wenn Sie nun noch weiter hier fahren, hier,

auf dem Wege zum Friedhof, so werde ich Sie ganz sicher anzeigen," sprach Piepsam mit erhöhter und bebender Stimme. Aber das Leben kümmerte sich jämmerlich wenig darum; es fuhr mit wachsender Geschwindigkeit weiter.

Hättet ihr in diesem Augenblick Lobgott Piepsams Gesicht gesehen, ihr wäret tief erschrocken gewesen. Er kniff die Lippen so fest zusammen, daß seine Wangen und sogar die glühende Nase sich ganz und gar verschoben, und unter den unnatürlich hoch emporgezogenen Brauen starrten seine Augen dem entrollenden Fahrzeug mit wahnsinnigem Ausdruck nach. Plötzlich stürzte er vorwärts. Er legte die kurze Strecke, die ihn von der Maschine trennte, rennend zurück und ergriff die Satteltasche; er klammerte sich mit beiden Händen daran fest, hing sich förmlich daran und, immer mit übermenschlich fest zusammengekniffenen Lippen, stumm und mit wilden Augen, zerrte er aus Leibeskräften an dem vorwärtstrebenden und balancierenden Zweirad. Wer ihn sah, konnte im Zweifel sein, ob er aus Bosheit beabsichtigte, den jungen Mann am Weiterfahren zu hindern, oder ob er von dem Wunsche gepackt worden war, sich ins Schlepptau nehmen zu lassen, sich hinten aufzuschwingen und mitzufahren, ebenfalls ein wenig hinauszukutschieren, mit blitzenden Pedalen in Gottes freie Natur hinein, hurra!... Das Zweirad konnte dieser verzweifeltten Last nicht lange widerstehen; es stand, es neigte sich, es fiel um.

Nun aber wurde das Leben grob. Es war auf

ein Bein zu stehen gekommen, holte mit dem rechten Arme aus und gab Herrn Piepsam einen solchen Stoß vor die Brust, daß er mehrere Schritte zurücktaumelte. Dann sagte es mit bedrohlich anschwellender Stimme:

„Sie sind wohl besoffen, Kerl! Wenn Sie sonderbarer Patron sich's nun noch einmal einfallen lassen, mich aufzuhalten, so haue ich Sie in die Pfanne, verstehen Sie das? Ich schlage Ihnen die Knochen entzwei! Wollen Sie das zur Kenntniß nehmen!“ Und damit drehte es Herrn Piepsam den Rücken zu, zog mit einer entrüsteten Bewegung sein Mützchen fester über den Kopf und stieg wieder aufs Rad. Nein, es war durchaus nicht auf den Mund gefallen. Auch mißlang ihm das Aufsteigen ebenso wenig wie vorhin. Es trat wieder nur einmal an, saß sicher im Sattel und hatte die Maschine sofort in der Gewalt. Piepsam sah seinen Rücken sich rascher und rascher entfernen.

Er stand da, keuchte und starrte dem Leben nach ... Es stürzte nicht, es geschah ihm kein Unglück, kein Pneumatik platzte, und kein Stein lag ihm im Wege; federnd fuhr es dahin. Da begann Piepsam zu schreien und zu schimpfen — man konnte es ein Gebrüll heißen, es war gar keine menschliche Stimme mehr.

„Sie fahren nicht weiter!“ schrie er. „Sie thun es nicht! Sie fahren dort draußen und nicht auf dem Wege zum Friedhof, hören Sie mich?! ... Sie steigen ab, Sie steigen sofort ab! Oh! Oh! ich zeige

Sie an! ich verklage Sie! Ach, Herr du mein Gott, wenn du stürztest, wenn du stürzen wolltest, du windige Kanaille, ich würde dich treten, mit dem Stiefel in dein Gesicht treten, du verfluchter Bube...“

Niemals wurde dergleichen ersehen! Ein schimpfender Mann auf dem Wege zum Friedhof, ein Mann, der mit geschwellenem Kopfe brüllt, ein Mann, der vor Schimpfen tanzt, Kapriolen macht, Arme und Beine um sich wirft und sich nicht zu lassen weiß! Das Fahrzeug war schon gar nicht mehr sichtbar, und Piepsam tobte noch immer an derselben Stelle umher.

„Haltet ihn! Haltet ihn! Er fährt auf dem Wege zum Friedhof, was?! Du Schurkel! Du dreister Bengel! Du verdammter Affel! Blitzblaue Augen, wollte ich dich schinden, du alberner Hund, du dummer Windbeutel, du Hans Narr, du unwissender Gef... Sie steigen ab! Sie steigen in diesem Augenblick ab! Wirfst ihn denn keiner in den Staub, den Wicht?!... Spazierenfahren, wie? Auf dem Wege zum Friedhof! Reißt ihn doch herunter, den verdammten Laffen! Ach... ach... hätte ich dich, wie nicht wahr? Und was sonst noch? Der Teufel frage sie dir aus, du unwissender, unwissender, unwissender Gef!!...“

Piepsam ging nun zu Redewendungen über, die nicht wiederzugeben sind, er schäumte und stieß mit geborstener Stimme die schändlichsten Schimpfworte hervor, indes die Raserei seines Körpers sich immer mehr verstärkte. Ein paar Kinder mit einem Korbe

und einem Pinscherhunde kamen von der Chaussee herüber; sie kletterten über den Graben, umringten den schreienden Mann und blickten neugierig in sein verzerrtes Gesicht. Einige Leute, die dort hinten an den Neubauten arbeiteten oder eben ihre Mittagspause begonnen hatten, wurden ebenfalls aufmerksam, und Männer sowohl wie Mörchelweiber kamen den Weg daher auf die Gruppe zu. Aber Piepsam wütete immer weiter, es wurde immer schlimmer mit ihm. Er schüttelte blind und toll die Fäuste gegen Himmel und nach allen Richtungen hin, zappelte mit den Beinen, drehte sich um sich selbst, beugte die Kniee und schnellte wieder empor vor unmäßiger Anstrengung, recht laut zu schreien. Er machte nicht einen Augenblick Pause im Schimpfen, er ließ sich kaum Zeit zu atmen, und es war zum Erstaunen, woher ihm all die Worte kamen. Sein Gesicht war fürchterlich geschwollen, sein Cylinderhut saß ihm im Nacken, und sein ungebundenes Vorhemd hing ihm aus der Weste heraus. Dabei war er längst bei Allgemeinheiten angelangt und stieß Dinge hervor, die nicht im entferntesten mehr zur Sache gehörten. Es waren Anspielungen auf sein Lasterleben und religiöse Hindeutungen, in so unpassendem Tone vorgebracht und mit Schimpfwörtern liebedlich untermischt.

„Kommt nur her, kommt nur alle herbei!“ brüllte er. „Nicht ihr, nicht bloß ihr, auch ihr anderen, ihr mit den Mützchen und den blizblauen Augen! Ich will euch Wahrheiten in die Ohren schreien, daß

euch ewig grausen soll, euch windigen Wichten! ... Grinst ihr? Duckt ihr die Achseln? ... Ich trinke ... gewiß, ich trinke! Ich saufe sogar, wenn ihr's hören wollt! Was bedeutet das?! Es ist noch nicht aller Tage Abend! Es kommt der Tag, ihr nichtiges Geschmeiß, da Gott uns alle wägen wird ... Ach ... ach ... des Menschen Sohn wird kommen in den Wolken, ihr unschuldigen Kanaiilen, und seine Gerechtigkeit ist nicht von dieser Welt! Er wird euch in die äußerste Finsternis werfen, euch munteres Gezücht, wo da ist Heulen und ...“

Er war jetzt von einer stattlichen Menschenansammlung umgeben. Einige lachten, und einige sahen ihn mit gerunzelten Brauen an. Es waren noch mehr Arbeiter und Mörtelweiber von den Bauten herangekommen. Ein Fuhrmann war von seinem Wagen gestiegen, der auf der Landstraße hielt, und, die Peitsche in der Hand, ebenfalls über den Graben herzugetreten. Ein Mann rüttelte Piepsam am Arme, aber das führte zu nichts. Ein Trupp Soldaten, der vorübermarschierte, rechte lachend die Hälse nach ihm. Der Pinscherhund konnte nicht länger an sich halten, stemmte die Vorderbeine gegen den Boden und heulte ihm mit eingeklemmtem Schwanz gerade ins Gesicht hinein.

Plötzlich schrie Lobgott Piepsam noch einmal aus voller Kraft: „Du steigst ab, du steigst sofort ab, du unwissender Geck!“ beschrieb mit einem Arme einen weiten Halbkreis und stürzte in sich selbst zusammen. Er lag da, jäh verstummt, als ein schwar-

zer Haufen inmitten der Neugierigen. Sein geschweif-ter Cylinderhut flog davon, sprang einmal vom Boden empor und blieb dann ebenfalls liegen.

Zwei Maurersleute beugten sich über den unbeweglichen Piepsam und verhandelten in dem biederren und vernünftigen Ton von arbeitenden Männern über den Fall. Dann machte sich der eine von ihnen auf die Beine und verschwand im Geschwindschritt. Die Zurückbleibenden nahmen noch einige Experimente mit dem Bewußtlosen vor. Der eine besprengte ihn aus einer Bütte mit Wasser, ein anderer goß aus seiner Flasche Branntwein in die hohle Hand und rieb ihm die Schläfen damit. Aber diese Bemühungen wurden von keinem Erfolge gekrönt.

So verging eine kleine Weile. Dann wurden Räder laut, und ein Wagen kam auf der Chaussee heran. Es war ein Sanitätswagen, und an Ort und Stelle machte er halt: mit zwei hübschen kleinen Pferden bespannt und mit einem ungeheuren roten Kreuze an jeder Seite bemalt. Zwei Männer in fleid-samer Uniform kletterten vom Boock herab, und wäh-rend der eine sich an das Hinterteil des Wagens be-gab, um es zu öffnen und das verschiebbare Bett her-auszuziehen, sprang der andere auf den Weg zum Friedhof, schob die Gaffer beiseite und schleppte mit Hilfe eines Mannes aus dem Volke Herrn Piepsam zum Wagen. Er wurde auf das Bett gestreckt und hineingeschoben wie ein Brot in den Backofen, wo-rauf die Thür wieder zuschnappte und die beiden Uniformierten wieder auf den Boock kletterten. Das

alles ging mit großer Präzision, mit ein paar geübten Griffen, klipp und klapp, wie im Affentheater.

Und dann führen sie Lobgott Piepsam von hinnen.



Tristan

Carl Ehrenberg, dem Musiker
für manche klingende Stunde.



1.

Hier ist „Einfried“, das Sanatorium! Weiß und geradlinig liegt es mit seinem langgestreckten Hauptgebäude und seinem Seitenflügel inmitten des weiten Gartens, der mit Grotten, Laubengängen und kleinen Pavillons aus Baumrinde ergötzlich ausgestattet ist, und hinter seinen Schieferdächern ragen tannengrün, massig und weich zerklüftet die Berge himmelan.

Nach wie vor leitet Doktor Veander die Anstalt. Mit seinem zweispizigen schwarzen Bart, der hart und kraus ist, wie das Roßhaar, mit dem man die Meubles stopft, seinen dicken, funkelnden Brillengläsern und diesem Aspekt eines Mannes, den die Wissenschaft gekältet, gehärtet und mit stillem, nachsichtigem Pessimismus erfüllt hat, hält er auf kurz angebundene und verschlossene Art die Leidenden in seinem Bann, — alle diese Individuen, die, zu schwach, sich selbst Gesetze zu geben und sie zu halten, ihm ihr Vermögen ausliefern, um sich von seiner Strenge stützen lassen zu dürfen.

Was Fräulein von Osterloh betrifft, so steht sie mit unermüdlicher Hingabe dem Haushalte vor. Mein Gott, wie thätig sie, treppauf und treppab, von

einem Ende der Anstalt zum anderen eilt! Sie herrscht in Küche und Vorratskammer, sie klettert in den Wäscheschränken umher, sie kommandiert die Dienerschaft und bestellt unter den Gesichtspunkten der Sparsamkeit, der Hygiene, des Wohlgeschmacks und der äußeren Anmut den Tisch des Hauses, sie wirtschaftet mit einer rasenden Umsicht, und in ihrer extremen Tüchtigkeit liegt ein beständiger Vorwurf für die gesamte Männertwelt verborgen, von der noch niemand darauf verfallen ist, sie heimzuführen. Auf ihren Wangen aber glüht in zwei runden, karmoisinroten Flecken die unauslöschliche Hoffnung, dereinst Frau Doktor Leander zu werden . . .

Ozon und stille, stille Luft . . . für Lungenkranke ist „Einfried“, was Doktor Leanders Neider und Rivalen auch sagen mögen, aufs wärmste zu empfehlen. Aber es halten sich nicht nur Phthisiker, es halten sich Patienten aller Art, Herren, Damen und sogar Kinder hier auf: Doktor Leander hat auf den verschiedensten Gebieten Erfolge aufzuweisen. Es giebt hier gastrisch Leidende, wie die Magistratsrätin Spatz, die überdies an den Ohren krankt, Herrschaften mit Herzfehlern, Paralytiker, Rheumatiker und Nervöse in allen Zuständen. Ein diabetischer General verzehrt hier unter immerwährendem Murren seine Pension. Mehrere Herren mit entfleischten Gesichtern werfen auf jene unbeherrschte Art ihre Beine, die nichts Gutes bedeutet. Eine fünfzigjährige Dame, die Pastorin Höhlenrauch, die neunzehn Kinder zur Welt gebracht hat und absolut keines Gedankens

mehr fähig ist, gelangt dennoch nicht zum Frieden, sondern irrt, von einer blöden Unrast getrieben, seit einem Jahre bereits am Arm ihrer Privatpflegerin starr und stumm, ziellos und unheimlich durch das ganze Haus.

Dann und wann stirbt jemand von den „Schweren“, die in ihren Zimmern liegen und nicht zu den Mahlzeiten noch im Konversationszimmer erscheinen, und niemand, selbst der Zimmernachbar nicht, erfährt etwas davon. In stiller Nacht wird der wächserne Gast beiseite geschafft, und ungestört nimmt das Treiben in „Einfried“ seinen Fortgang, das Massieren, Elektrifizieren und Injizieren, das Douchen, Baden, Turnen, Schwitzen und Inhalieren in den verschiedenen mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten Räumlichkeiten . . .

Ja, es geht lebhaft zu hierselbst. Das Institut steht in Flor. Der Portier, am Eingange des Seitenflügels, rührt die große Glocke, wenn neue Gäste eintreffen, und in aller Form geleitet Doktor Leander, zusammen mit Fräulein von Osterloh, die Abreisenden zum Wagen. Was für Existenzen hat „Einfried“ nicht schon beherbergt! Sogar ein Schriftsteller ist da, ein excentrischer Mensch, der den Namen irgend eines Minerals oder Edelsteines führt und hier dem Herrgott die Tage stiehlt . . .

Uebrigens ist, neben Herrn Doktor Leander, noch ein zweiter Arzt vorhanden, für die leichten Fälle und die Hoffnungslosen. Aber er heißt Müller und ist überhaupt nicht der Rede wert.

2.

Anfang Januar brachte Großkaufmann Klöterjahn — in Firma A. C. Klöterjahn u. Comp. — seine Gattin nach „Einfried“; der Portier rührte die Glocke, und Fräulein von Osterloh begrüßte die weiter gereisten Herrschaften im Empfangszimmer zu ebener Erde, das, wie beinahe das ganze vornehme alte Haus, in wunderbar reinem Empirestil eingerichtet war. Gleich darauf erschien auch Doktor Leander; er verbeugte sich, und es entspann sich eine erste, für beide Teile orientierende Konversation.

Draußen lag der winterliche Garten mit Matten über den Beeten, verschneiten Grotten und vereinsamten Tempelchen, und zwei Hausknechte schleppten vom Wagen her, der auf der Chaussee vor der Gatterpforte hielt, — denn es führte keine Anfahrt zum Hause — die Koffer der neuen Gäste herbei.

„Langsam, Gabriele, take care, mein Engel, und halte den Mund zu,“ hatte Herr Klöterjahn gesagt, als er seine Frau durch den Garten führte; und in dieses „take care“ mußte zärtlichen und zitternden Herzens jedermann innerlich einstimmen, der sie erblickte, — wenn auch nicht zu leugnen ist, daß Herr Klöterjahn es anstandslos auf deutsch hätte sagen können.

Der Kutscher, welcher die Herrschaften von der Station zum Sanatorium gefahren hatte, ein roher, unbewußter Mann ohne Feingefühl, hatte geradezu die Zunge zwischen die Zähne genommen vor ohn-

mächtiger Behutsamkeit, während der Großkaufmann seiner Gattin beim Aussteigen behilflich war; ja, es hatte ausgesehen, als ob die beiden Braunen, in der stillen Frostluft qualmend, mit rückwärts gerollten Augen angestrengt diesen ängstlichen Vorgang verfolgten, voll Besorgniß für soviel schwache Grazie und zarten Liebreiz.

Die junge Frau litt an der Luftröhre, wie ausdrücklich in dem anmeldenden Schreiben zu lesen stand, das Herr Klöterjahn vom Strande der Ostsee aus an den dirigierenden Arzt von „Einfried“ gerichtet hatte, und Gott sei Dank, daß es nicht die Lunge war! Wenn es aber dennoch die Lunge gewesen wäre, — diese neue Patientin hätte keinen holderen und veredelteren, keinen entrückteren und unstofflicheren Anblick gewähren können, als jetzt, da sie an der Seite ihres stämmigen Gatten, weich und ermüdet in den weiß lackierten, gradlinigen Armsessel zurückgelehnt, dem Gespräche folgte.

Ihre schönen, blassen Hände, ohne Schmuck bis auf den schlichten Ehering, ruhten in den Schoßfalten eines schweren und dunklen Tuchrockes, und sie trug eine silbergraue, anschließende Taille mit festem Stehfragen, die mit hochaufliegenden Sammetarabesken über und über besetzt war. Aber diese gewichtigen und warmen Stoffe ließen die unsägliche Bartheit, Süßigkeit und Mattigkeit des Köpfchens nur noch rührender, unirdischer und lieblicher erscheinen. Ihr lichtbraunes Haar, tief im Nacken zu einem Knoten zusammengefaßt, war glatt zurückgestrichen, und nur

in der Nähe der rechten Schläfe fiel eine krause, lose Locke in die Stirn, unfern der Stelle, wo über der markant gezeichneten Braue ein kleines, seltsames Aderchen sich blaßblau und kränklich in der Klarheit und Makellosigkeit dieser wie durchsichtigen Stirn verzweigte. Dies blaue Aderchen über dem Auge beherrschte auf eine beunruhigende Art das ganze feine Oval des Gesichts. Es trat sichtbarer hervor, sobald die Frau zu sprechen begann, ja, sobald sie auch nur lächelte, und es gab alsdann dem Gesichtsausdruck etwas Angestregtes, ja selbst Bedrängtes, was unbestimmte Befürchtungen erweckte. Dennoch sprach sie und lächelte. Sie sprach freimütig und freundlich mit ihrer leicht verschleierten Stimme, und sie lächelte mit ihren Augen, die ein wenig mühsam blickten, ja hie und da eine kleine Neigung zum Verschießen zeigten, und deren Winkel, zu beiden Seiten der schmalen Nasenwurzel, in tiefem Schatten lagen, sowie mit ihrem schönen, breiten Munde, der blaß war und dennoch zu leuchten schien, vielleicht, weil seine Lippen so überaus scharf und deutlich umrissen waren. Manchmal hüstelte sie. Hierbei führte sie ihr Taschentuch zum Munde und betrachtete es alsdann.

„Hütle nicht, Gabriele,“ sagte Herr Klöterjahn.

„Du weißt, daß Doktor Hinzpeter zu Hause es dir extra verboten hat, darling, und es ist bloß, daß man sich zusammennimmt, mein Engel. Es ist, wie gesagt, die Luftröhre,“ wiederholte er. „Ich glaubte wahrhaftig, es wäre die Lunge, als es losging, und kriegte, weiß Gott, einen Schreck. Aber es ist nicht die Lunge,

nee, Deubel noch mal, auf so was lassen wir uns nicht ein, was, Gabriele? hö, hö!“

„Zweifelsohne,“ sagte Doktor Leander und funkelte sie mit seinen Brillengläsern an.

Hierauf verlangte Herr Klöterjahn Kaffee — Kaffee und Buttersemmeln, und er hatte eine anschauliche Art, den K-Laut ganz hinten im Schlunde zu bilden und „Bottersemmeln“ zu sagen, daß jeder mann Appetit bekommen mußte.

Er bekam, was er wünschte, bekam auch Zimmer für sich und seine Gattin, und man richtete sich ein.

Uebrigens übernahm Doktor Leander selbst die Behandlung, ohne Doktor Müller für den Fall in Anspruch zu nehmen.

3.

Die Persönlichkeit der neuen Patientin erregte ungewöhnliches Aufsehen in „Einfried“, und Herr Klöterjahn, gewöhnt an solche Erfolge, nahm jede Schuldigung, die man ihr darbrachte, mit Genugthuung entgegen. Der diabetische General hörte einen Augenblick zu murren auf, als er ihrer zum ersten Male ansichtig wurde, die Herren mit den entfleischten Gesichtern lächelten und versuchten angestrengt, ihre Beine zu beherrschen, wenn sie in ihre Nähe kamen, und die Magistratsrätin Spatz schloß sich ihr sofort als ältere Freundin an. Ja, sie machte Eindruck, die Frau, die Herrn Klöterjahns Namen trug! Ein Schriftsteller, der seit ein paar Wochen in „Einfried“ seine Zeit verbrachte, ein bestrebender Kauz,

dessen Name wie der eines Edelgesteines lautete, verfärbte sich geradezu, als sie auf dem Korridor an ihm vorüberging, blieb stehen und stand noch immer wie angewurzelt, als sie schon längst verschwunden war.

Zwei Tage waren noch nicht vergangen, als die ganze Kurgesellschaft mit ihrer Geschichte vertraut war. Sie war aus Bremen gebürtig, was übrigens, wenn sie sprach, an gewissen liebenswürdigen Lautverzerrungen zu erkennen war, und hatte dortselbst vor zwiefacher Jahresfrist dem Großhändler Klötterjahn ihr Ja-Wort fürs Leben erteilt. Sie war ihm in seine Vaterstadt, dort oben am Ostseestrande, gefolgt und hatte ihm vor nun etwa zehn Monaten unter ganz außergewöhnlich schweren und gefährlichen Umständen ein Kind, einen bewundernswert lebhaften und wohlgeratenen Sohn und Erben beschert. Seit diesen furchtbaren Tagen aber war sie nicht wieder zu Kräften gekommen, gesetzt, daß sie jemals bei Kräften gewesen war. Sie war kaum vom Wochenbette erstanden, äußerst erschöpft, äußerst verarmt an Lebenskräften, als sie beim Husten ein wenig Blut aufgebracht hatte, — o, nicht viel, ein unbedeutendes bißchen Blut; aber es wäre doch besser überhaupt nicht zum Vorschein gekommen, und das Bedenkliche war, daß der selbe kleine, unheimliche Vorfall sich nach kurzer Zeit wiederholte. Nun, es gab Mittel hiergegen, und Doktor Hinzpeter, der Hausarzt, bediente sich ihrer. Vollständige Ruhe wurde geboten, Eisstückchen wurden geschluckt, Morphinum ward gegen den Hustenreiz verabfolgt und das Herz

nach Möglichkeit beruhigt. Die Genesung aber wollte sich nicht einstellen, und während das Kind, Anton Klöterjahn der Jüngere, ein Prachtstück von einem Baby, mit ungeheurer Energie und Rücksichtslosigkeit seinen Platz im Leben eroberte und behauptete, schien die junge Mutter in einer sanften und stillen Glut dahinzuschwinden . . . Es war, wie gesagt, die Luft-
röhre, ein Wort, das in Doktor Hinzpeters Munde eine überraschend tröstliche, beruhigende, fast er-
heiternde Wirkung auf alle Gemüter ausübte. Aber obgleich es nicht die Lunge war, hatte der Doktor schließlich den Einfluß eines milderen Klimas und des Aufenthaltes in einer Kuranstalt zur Beschleunigung der Heilung als dringend wünschenswert erachtet, und der Ruf des Sanatoriums „Einfried“ und seines Leiters hatte das übrige gethan.

So verhielt es sich; und Herr Klöterjahn selbst erzählte es jedem, der Interesse dafür an den Tag legte. Er redete laut, salopp und gutgelaunt, wie ein Mann, dessen Verdauung sich in so guter Ordnung befindet wie seine Börse, mit weit ausladenden Lippenbewegungen, in der breiten und dennoch rapiden Art der Küstenbewohner vom Norden. Manche Worte schleuderte er hervor, daß jeder Laut einer kleinen Entladung glich, und lachte darüber wie über einen gelungenen Spaß.

Er war mittelgroß, breit, stark und kurzbeinig und besaß ein volles, rotes Gesicht mit wasserblauen Augen, die von ganz hellblonden Wimpern beschattet waren, geräumigen Nüstern und feuchten Lippen. Er

trug einen englischen Badenbart, war ganz englisch gekleidet und zeigte sich entzückt, eine englische Familie, Vater, Mutter und drei hübsche Kinder mit ihrer nurse, in „Einsfried“ anzutreffen, die sich hier aufhielt, einzig und allein, weil sie nicht wußte, wo sie sich sonst aufhalten sollte, und mit der er morgens englisch frühstückte. Ueberhaupt liebte er es, viel und gut zu speisen und zu trinken, zeigte sich als ein wirklicher Kenner von Küche und Keller und unterhielt die Sturgefellschaft aufs anregendste von den Dinern, die daheim in seinem Bekanntenkreise gegeben wurden, sowie mit der Schilderung gewisser auserlesener, hier unbekannter Platten. Hierbei zogen seine Augen sich mit freundlichem Ausdruck zusammen, und seine Sprache erhielt etwas Gaumiges und Nasales, indes leicht schmatzende Geräusche im Schlunde sie begleiteten. Daß er auch anderen irdischen Freuden nicht grundsätzlich abhold war, bewies er an jenem Abend, als ein Sturgast von „Einsfried“, ein Schriftsteller von Beruf, ihn auf dem Korridor in ziemlich unerlaubter Weise mit einem Stubenmädchen scherzen sah, — ein kleiner, humoristischer Vorgang, zu dem der betreffende Schriftsteller eine lächerlich angeekelte Miene machte.

Was Herrn Klöterjahns Gattin anging, so war klar und deutlich zu beobachten, daß sie ihm von Herzen zugethan war. Sie folgte lächelnd seinen Worten und Bewegungen: nicht mit der überheblichen Nachsicht, die manche Leidenden den Gesunden entgegenbringen, sondern mit der liebenswürdigen Freude

nd Teilnahme gutgearteter Kranker an den zuber-
chtlichen Lebensäußerungen von Leuten, die in ihrer
haut sich wohlfühlen.

Herr Klöterjahn verweilte nicht lange in „Ein-
ried“. Er hatte seine Gattin hierher geleitet; nach
berlauf einer Woche aber, als er sie wohl aufgehoben
nd in guten Händen wußte, war seines Bleibens
icht länger. Pflichten von gleicher Wichtigkeit, sein
ühendes Kind, sein ebenfalls blühendes Geschäft,
iefen ihn in die Heimat zurück; sie zwangen ihn, ab-
ureisen und seine Frau im Genusse der besten Pflege
urückzulassen.

4.

Sp i n e l l hieß der Schriftsteller, der seit meh-
eren Wochen in „Einfried“ lebte, Detlev Spinell
war sein Name, und sein Aeußeres war wunderbarlich.

Man vergegenwärtige sich einen Brünetten am
Anfang der Dreißiger und von stattlicher Statur,
essen Haar an den Schläfen schon merklich zu er-
rauen beginnt, dessen rundes, weißes, ein wenig ge-
unsenes Gesicht aber nicht die Spur irgend eines
Bartwuchses zeigt. Es war nicht rasiert, — man
ätte es gesehen; weich, verwischt und knabenhaft,
war es nur hier und da mit einzelnen Flaumhärchen
esetzt. Und das sah ganz merkwürdig aus. Der
Blick seiner rehbraunen, blanken Augen war von
anstem Ausdruck, die Nase gedrungen und ein wenig
u fleischig. Ferner besaß Herr Spinell eine ge-
öhlte, poröse Oberlippe römischen Charakters,

große, kariöse Zähne und Füße von seltenem Umfange. Einer der Herren mit den unbeherrschten Beinen, der ein Chniker und Wibbold war, hatte ihn hinter seinem Rücken „der verweste Säugling“ getauft; aber das war hämisch und wenig zutreffend. — Er ging gut und modisch gekleidet, in langem schwarzen Rock und farbig punktirter Weste.

Er war ungesellig und hielt mit keiner Seele Gemeinschaft. Nur zuweilen konnte eine leutselige, liebevolle und überquellende Stimmung ihn befallen, und das geschah jedesmal, wenn Herr Spinell in ästhetischen Zustand verfiel, wenn der Anblick von irgend etwas Schönerm der Zusammenklang zweier Farben, eine Vase vor edler Form, das vom Sonnenuntergang bestrahlte Gebirge ihn zu lauter Bewunderung hinriß. „Wie schön!“ sagte er dann, indem er den Kopf auf die Seite legte, die Schultern emporzog, die Hände spreizte und Nase und Lippen krauste. „Gott, sehen Sie, wie schön!“ Und er war imstande, blindlings die distinguiertesten Herrschaften, ob Mann oder Weib, zu umhalsen in der Bewegung solcher Augenblicke...

Beständig lag auf seinem Tische, für jeden sichtbar, der sein Zimmer betrat, das Buch, das er geschrieben hatte. Es war ein Roman von mäßiger Umfange, mit einer vollkommen verwirrenden Unschlagzeichnung versehen und gedruckt auf einer Art von Kaffee-Sieb-Papier mit Buchstaben, von denen ein jeder aussah wie eine gotische Kathedrale. Frau

lein von Osterloh hatte es in einer müßigen Viertelstunde gelesen und fand es „raffiniert“, was ihre Form war, das Urtheil „unmenschlich langweilig“ zu umschreiben. Es spielte in mondänen Salons, in üppigen Frauengemächern, die voller erlesener Gegenstände waren, voll von Gobelins, uralten Meubles, köstlichem Porzellan, unbezahlbaren Stoffen und künstlerischen Kleinodien aller Art. Auf die Schilderung dieser Dinge war der liebevollste Wert gelegt, und beständig sah man dabei Herrn Spinell, wie er die Nase kraus zog und sagte: „Wie schön! Gott, sehen Sie, wie schön!“ . . . Uebrigens mußte es wunder nehmen, daß er noch nicht mehr Bücher verfaßt hatte, als dieses eine, denn augenscheinlich schrieb er mit Leidenschaft. Er verbrachte den größeren Teil des Tages schreibend auf seinem Zimmer und ließ außerordentlich viele Briefe zur Post befördern, fast täglich einen oder zwei, — wobei es nur als befremdend und belustigend auffiel, daß er seinerseits höchst selten welche empfing . . .

5.

Herr Spinell saß der Gattin Herrn Klöterjahns bei Tische gegenüber. Zur ersten Mahlzeit, an der die Herrschaften teilnahmen, erschien er ein wenig zu spät in dem großen Speisesaal im Erdgeschoß des Seitenflügels, sprach mit weicher Stimme einen an alle gerichteten Gruß und begab sich an seinen Platz, worauf Doktor Leander ihn ohne viel Ceremonie den neu Angekommenen vorstellte. Er verbeugte sich und

begann dann, offenbar ein wenig verlegen, zu essen, indem er Messer und Gabel mit seinen großen, weißen und schön geformten Händen, die aus sehr engen Ärmeln hervorsahen, in ziemlich affektierter Weise bewegte. Später ward er frei und betrachtete in Gelassenheit abwechselnd Herrn Klöterjahn und seine Gattin. Auch richtete Herr Klöterjahn im Verlaufe der Mahlzeit einige Fragen und Bemerkungen betreffend die Anlage und das Klima von „Einfried“ an ihn, in die seine Frau in ihrer lieblichen Art zwei oder drei Worte einfließen ließ, und die Herr Spinell höflich beantwortete. Seine Stimme war mild und recht angenehm; aber er hatte eine etwas behinderte und schlürfende Art zu sprechen, als seien seine Zähne der Zunge im Wege.

Nach Tische, als man ins Konversationszimmer hinübergewandert war, und Doktor Leander den neuen Gästen im besonderen eine gesegnete Mahlzeit wünschte, erkundigte sich Herr Klöterjahns Gattin nach ihrem Gegenüber.

„Wie heißt der Herr?“ fragte sie . . . „Spinelli? Ich habe den Namen nicht verstanden.“

„Spinell . . . nicht Spinelli, gnädige Frau. Nein, er ist kein Italiener, sondern bloß aus Lemberg gebürtig, soviel ich weiß . . .“

„Was sagten Sie? Er ist Schriftsteller? Oder was?“ fragte Herr Klöterjahn; er hielt die Hände in den Taschen seiner bequemen englischen Hose, neigte sein Ohr dem Doktor zu und öffnete, wie manche Leute pflegen, den Mund beim Hören.

„Ja, ich weiß nicht, — er schreibt . . .“ antwortete Doktor Leander. „Er hat, glaube ich, ein Buch veröffentlicht, eine Art Roman, ich weiß wirklich nicht . . .“

Dieses wiederholte „Ich weiß nicht“ deutete an, daß Doktor Leander keine großen Stücke auf den Schriftsteller hielt und jede Verantwortung für ihn ablehnte.

„Aber das ist ja sehr interessant!“ sagte Herr Klöterjahn's Gattin. Sie hatte noch nie einen Schriftsteller von Angesicht zu Angesicht gesehen.

„Oh ja,“ erwiderte Doktor Leander entgegenkommend. „Er soll sich eines gewissen Rufes erfreuen . . .“ Dann wurde nicht mehr von dem Schriftsteller gesprochen.

Aber ein wenig später, als die neuen Gäste sich zurückgezogen hatten und Doktor Leander ebenfalls das Konversationszimmer verlassen wollte, hielt Herr Spinell ihn zurück und erkundigte sich auch seinerseits.

„Wie ist der Name des Paares?“ fragte er . . . „Ich habe natürlich nichts verstanden.“

„Klöterjahn,“ antwortete Doktor Leander und ging schon wieder.

„Wie heißt der Mann?“ fragte Herr Spinell . . .

„Klöterjahn heißen sie!“ sagte Doktor Leander und ging seiner Wege. — Er hielt gar keine großen Stücke auf den Schriftsteller.

6.

Waren wir schon so weit, daß Herr Klöterjahn in die Heimat zurückgekehrt war? Ja, er weilte wieder am Ostseestrande, bei seinen Geschäften und seinem Kinde, diesem rücksichtslosen und lebensvollen kleinen Geschöpf, daß seiner Mutter sehr viele Leiden und einen kleinen Defekt an der Lufröhre gekostet hatte. Sie selbst aber, die junge Frau, blieb in „Einfried“ zurück, und die Magistratsrätin Spatz schloß sich ihr als ältere Freundin an. Das aber hinderte nicht, daß Herr Klöterjahns Gattin auch mit den übrigen Kurgästen gute Kameradschaft pflegte, zum Beispiel mit Herrn Spinell, der ihr zum Erstaunen Aller (denn er hatte bislang mit keiner Seele Gemeinschaft gehalten) von Anbeginn eine außerordentliche Ergebenheit und Dienstfertigkeit entgegenbrachte, und mit dem sie in den Freistunden, die eine strenge Tagesordnung ihr ließ, nicht ungern plauderte.

Er näherte sich ihr mit einer ungeheuren Behutsamkeit und Ehrerbietung und sprach zu ihr nicht anders, als mit sorgfältig gedämpfter Stimme, so daß die Rätin Spatz, die an den Ohren krankte, meistens überhaupt nichts von dem verstand, was er sagte. Er trat auf den Spitzen seiner großen Füße zu dem Sessel, in dem Herr Klöterjahns Gattin zart und lächelnd lehnte, blieb in einer Entfernung von zwei Schritten stehen, hielt das eine Bein zurückgestellt und den Oberkörper vorgebeugt und sprach in

seiner etwas behinderten und schlürfenden Art leise, eindringlich und jeden Augenblick bereit, eilends zurückzutreten und zu verschwinden, sobald ein Zeichen von Ermüdung und Ueberdruß sich auf ihrem Gesicht bemerkbar machen würde. Aber er verdroß sie nicht; sie forderte ihn auf, sich zu ihr und der Mätin zu setzen, richtete irgend eine Frage an ihn und hörte ihm dann lächelnd und neugierig zu, denn manchmal ließ er sich so amüſant und ſeltſam vernehmen, wie es ihr noch niemals begegnet war.

„Warum ſind Sie eigentlich in „Einfried“?“ fragte ſie. „Welche Kur gebrauchen Sie, Herr Spinell?“

„Kur? ... Ich werde ein bißchen elektriſiert. Nein, das iſt nicht der Rede wert. Ich werde Ihnen ſagen, gnädige Frau, warum ich hier bin. — Des Stiles wegen.“

„Ah!“ ſagte Herr Klöterjahns Gattin, ſtützte das Kinn in die Hand und wandte ſich ihm mit einem übertriebenen Eifer zu, wie man ihn Kindern vorſpielt, wenn ſie etwas erzählen wollen.

„Ja, gnädige Frau. „Einfried“ iſt ganz empire, es iſt ehemals ein Schloß, eine Sommer-Reſidenz geweſen, wie man mir ſagt. Dieſer Seitenflügel iſt ja ein Anbau aus ſpäterer Zeit, aber das Hauptgebäude iſt alt und echt. Es giebt nun Zeiten, in denen ich das empire einfach nicht entbehren kann, in denen es mir, um einen beſcheidenen Grad des Wohlſeins zu erreichen, unbedingt nötig iſt. Es iſt klar, daß man ſich anders befindet zwiſchen Möbeln, weich

und bequem bis zur Lascivität, und anders zwischen diesen geradlinigen Tischen, Sesseln und Draperieen. . . . Diese Heiligkeit und Härte, diese kalte, herbe Einfachheit und reservierte Strenge verleiht mir Haltung und Würde, gnädige Frau, sie hat auf die Dauer eine innere Reinigung und Restaurierung zur Folge, sie hebt mich sittlich, ohne Frage. . . .“

„Ja, das ist merkwürdig,“ sagte sie. „Uebrigens verstehe ich es, wenn ich mir Mühe gebe.“

Hierauf erwiderte er, daß es irgend welcher Mühe nicht lohne, und dann lachten sie miteinander. Auch die Köchin Spatz lachte und fand es merkwürdig; aber sie sagte nicht, daß sie es verstünde.

Das Konversationszimmer war geräumig und schön. Die hohe, weiße Flügelthür zu dem anstoßenden Billard-Raume stand weit geöffnet, wo die Herren mit den unbeherrschten Beinen und andere sich vergnügten. Andererseits gewährte eine Glashür den Ausblick auf die breite Terrasse und den Garten. Seitwärts davon stand ein Piano. Ein grün ausgeschlagener Spieltisch war vorhanden, an dem der diabetische General mit ein paar anderen Herren Whist spielte. Damen lasen und waren mit Handarbeiten beschäftigt. Ein eiserner Ofen besorgte die Heizung, aber vor dem stilvollen Kamin, in dem nachgeahmte, mit glühroten Papierstreifen beklebte Kohlen lagen, waren behagliche Plauderplätze.

„Sie sind ein Frühaufsteher, Herr Spinell,“ sagte Herr Klöterjahns Gattin. „Zufällig habe ich

Sie nun schon zwei- oder dreimal um halb acht Uhr am Morgen das Haus verlassen sehen.“

„Ein Frühaufsteher? Ach, sehr mit Unterschied, gnädige Frau. Die Sache ist die, daß ich früh aufstehe, weil ich eigentlich ein Langschläfer bin.“

„Das müssen Sie nun erklären, Herr Spinell!“
— Auch die Rätin Spatz wollte es erklärt haben.

„Nun . . . ist man ein Frühaufsteher, so hat man es, dünkt mich, nicht nötig, gar so früh aufzustehen. Das Gewissen, gnädige Frau . . . es ist eine schlimme Sache mit dem Gewissen! Ich und meinesgleichen, wir schlagen uns Zeit unseres Lebens damit herum und haben alle Hände voll zu thun, es hier und da zu betrügen und ihm kleine, schlaue Genugthuungen zu teil werden zu lassen. Wir sind unnütze Geschöpfe, ich und meinesgleichen, und abgesehen von wenigen guten Stunden schleppen wir uns an dem Bewußtsein unserer Unnützlichkeit wund und krank. Wir hassen das Nützliche, wir wissen, daß es gemein und unschön ist, und wir verteidigen diese Wahrheit, wie man nur Wahrheiten verteidigt, die man unbedingt nötig hat. Und dennoch sind wir so ganz vom bösen Gewissen zernagt, daß kein heiler Fleck mehr an uns ist. Hinzu kommt, daß die ganze Art unserer inneren Existenz, unsere Weltanschauung, unsere Arbeitsweise . . . von schrecklich ungesund, unterminierender, aufreibender Wirkung ist, und auch dies verschlimmert die Sache. Da giebt es nun kleine Linderungsmittel, ohne die man es einfach nicht aushielte. Eine gewisse Artigkeit und hygienische Strenge der Lebensführung

zum Beispiel ist manchen von uns Bedürfnis. Früh aufstehen, grausam früh, ein kaltes Bad und ein Spaziergang hinaus in den Schnee . . . Das macht, daß wir vielleicht eine Stunde lang ein wenig zufrieden mit uns sind. Gäbe ich mich, wie ich bin, so würde ich bis in den Nachmittag hinein im Bette liegen, glauben Sie mir. Wenn ich früh aufstehe, so ist das eigentlich Heuchelei."

"Nein, weshalb, Herr Spinell! Ich nenne das Selbstüberwindung . . . Nicht wahr, Frau Rätin?"
— Auch die Rätin Spaz nannte es Selbstüberwindung.

"Heuchelei oder Selbstüberwindung, gnädige Frau! Welches Wort man nun vorzieht. Ich bin so gramvoll ehrlich veranlagt, daß ich . . ."

"Das ist es. Sicher grämen Sie sich zu viel."

"Ja, gnädige Frau, ich gräme mich viel."

— Das gute Wetter hielt an. Weiß, hart und sauber, in Windstille und lichthem Frost, in blendender Helle und bläulichem Schatten lag die Gegend, lagen Berge, Haus und Garten, und ein zartblauer Himmel, in dem Myriaden von flimmernden Leuchtkörperchen, von glitzernden Krystallen zu tanzen schienen, wölbte sich makellos über dem Ganzen. Der Gattin Herrn Klöterjahns ging es leidlich in dieser Zeit; sie war fieberfrei, hustete fast gar nicht und aß ohne allzu viel Widerwillen. Oftmals saß sie, wie das ihre Vorschrift war, stundenlang im sonnigen Frost auf der Terrasse. Sie saß im Schnee, ganz in Decken und Felzwerk verpackt, und atmete hoffnungsvoll die

reine, eisige Luft, um ihrer Luftröhre zu dienen. Dann bemerkte sie zuweilen Herrn Spinell, wie er, ebenfalls warm gekleidet und in Pelzschuhen, die seinen Füßen einen phantastischen Umfang verliehen, sich im Garten erging. Er ging mit tastenden Schritten und einer gewissen behutsamen und steif-graziösen Armhaltung durch den Schnee, grüßte sie ehrerbietig, wenn er zur Terrasse kam, und stieg die unteren Stufen hinan, um ein kleines Gespräch zu beginnen.

„Heute, auf meinem Morgenspaziergang, habe ich eine schöne Frau gesehen . . . Gott, sie war schön!“ sagte er, legte den Kopf auf die Seite und spreizte die Hände.

„Wirklich, Herr Spinell? Beschreiben Sie sie mir doch!“

„Nein, das kann ich nicht. Oder ich würde Ihnen doch ein unrichtiges Bild von ihr geben. Ich habe die Dame im Vorübergehen nur mit einem halben Blicke gestreift, ich habe sie in Wirklichkeit nicht gesehen. Aber der verwischte Schatten von ihr, den ich empfing, hat genügt, meine Phantasie anzuregen und mich ein Bild mit fortnehmen zu lassen, das schön ist . . . Gott, es ist schön!“

Sie lachte. „Ist das Ihre Art, sich schöne Frauen zu betrachten, Herr Spinell?“

„Ja, gnädige Frau; und es ist eine bessere Art, als wenn ich ihnen plump und wirklichkeitsgierig ins Gesicht starrte und den Eindruck einer fehlerhaften Thatsächlichkeit davontrüge . . .“

„Wirklichkeitsgierig . . . Das ist ein sonderbares

Wort! Ein richtiges Schriftstellerwort, Herr Spinell! Aber es macht Eindruck auf mich, will ich Ihnen sagen. Es liegt so manches darin, wovon ich ein wenig verstehe, etwas Unabhängiges und Freies, das sogar der Wirklichkeit die Achtung kündigt, obgleich sie doch das Respektabelste ist, was es giebt, ja das Respectable selbst... Und dann begreife ich, daß es etwas giebt außer dem Handgreiflichen, etwas Barteres...“

„Ich weiß nur ein Gesicht,“ sagte er plötzlich mit einer seltsam freudigen Bewegung in der Stimme, erhob seine geballten Hände zu den Schultern und ließ in einem exaltierten Lächeln seine kariösen Zähne sehen... „Ich weiß nur ein Gesicht, dessen veredelte Wirklichkeit durch meine Einbildung corrigieren zu wollen, sündhaft wäre, das ich betrachten, auf dem ich verweilen möchte, nicht Minuten, nicht Stunden, sondern mein ganzes Leben lang, mich ganz darin verlieren und alles Irdische darüber vergessen...“

„Ja, ja, Herr Spinell! Nur daß Fräulein von Osterloh doch ziemlich abstehende Ohren hat.“

Er schwieg und verbeugte sich tief. Als er wieder aufrecht stand, ruhten seine Augen mit einem Ausdruck von Verlegenheit und Schmerz auf dem kleinen, seltsamen Negerchen, das sich blaßblau und kränklich in der Klarheit ihrer wie durchsichtigen Stirn verzweigte.

7.

Ein Kauz, ein ganz wunderlicher Kauz! Herrn Mötterjahns Gattin dachte zuweilen nach über ihn,

Denn sie hatte sehr viele Zeit zum Nachdenken. Sei es, daß der Luftwechsel anfang, die Wirkung zu versagen, oder daß irgend ein positiv schädlicher Einfluß sie berührt hatte: ihr Befinden war schlechter geworden, der Zustand ihrer Luftröhre schien zu wünschen übrig zu lassen, sie fühlte sich schwach, müde, appetitlos, fieberte nicht selten; und Doktor Leander hatte ihr aufs entschiedenste Ruhe, Stillverhalten und Vorsicht empfohlen. So saß sie, wenn sie nicht liegen mußte, in Gesellschaft der Rätin Spatz, verhielt sich still und hing, eine Handarbeit im Schoße, an der sie nicht arbeitete, diesem oder jenem Gedanken nach.

Ja, er machte ihr Gedanken, dieser absonderliche Herr Spinell, und, was das Merkwürdige war, nicht sowohl über seine als über ihre eigene Person; auf irgend eine Weise rief er in ihr eine seltsame Neugier, ein nie gekanntes Interesse für ihr eigenes Sein hervor. Eines Tages hatte er gesprächsweise geäußert:

„Nein, es sind räthselvolle Thatsachen, die Frauen ... so wenig neu es ist, so wenig kann man ablassen, davor zu stehen und zu staunen. Da ist ein wunderbares Geschöpf, eine Enlphe, ein Luftgebild, ein Märchentraum von einem Wesen. Was thut sie? Sie geht hin und ergiebt sich einem Jahrmarktsherkules oder Schlächterburschen. Sie kommt an seinem Arme daher, lehnt vielleicht sogar ihren Kopf an seine Schulter und blickt dabei verschlagen lächelnd um sich her, als wollte sie sagen: Ja, nun zerbrecht euch die Köpfe über diese Erscheinung! — Und wir zerbrechen sie uns. —“

Hiermit hatte Herrn Klöterjahn's Gattin sich wiederholt beschäftigt.

Eines anderen Tages fand zum Erstaunen der Mätin Spatz folgendes Zwiegespräch zwischen ihnen statt.

„Darf ich einmal fragen, gnädige Frau (aber es ist wohl naseweis), wie Sie heißen, wie eigentlich Ihr Name ist?“

„Ich heiße doch Klöterjahn, Herr Spinell!“

„Um. — Das weiß ich. Oder vielmehr: ich leugne es. Ich meine natürlich Ihren eigenen Namen, Ihren Mädchennamen. Sie werden gerecht sein und einräumen, gnädige Frau, daß, wer Sie ‚Frau Klöterjahn‘ nennen wollte, die Peitsche verdiente.“

Sie lachte so herzlich, daß das blaue Naderchen über ihrer Braue beängstigend deutlich hervortrat und ihrem zarten, süßen Gesicht einen Ausdruck von Anstrengung und Bedrängnis verlieh, der tief beunruhigte.

„Nein! Bewahre, Herr Spinell! Die Peitsche? Ist ‚Klöterjahn‘ Ihnen so fürchterlich?“

„Ja, gnädige Frau, ich hasse diesen Namen aus Herzensgrund, seit ich ihn zum erstenmal vernahm. Er ist komisch und zum Verzweifeln unschön, und es ist Barbarei und Niedertracht, wenn man die Sitte so weit treibt, auf Sie den Namen Ihres Herrn Gemahls zu übertragen.“

„Nun, und ‚Gehof‘?“ Ist Gehof schöner? Mein Vater heißt Gehof.“

„Oh, sehen Sie! ‚Gehof‘ ist etwas ganz ande-

es! Edhof hieß sogar ein großer Schauspieler. Edhof passiert. — Sie erwähnten nur Ihres Vaters. Ist Ihre Frau Mutter . . .“

„Ja; meine Mutter starb, als ich noch klein war.“

„Ah. — Sprechen Sie mir doch ein wenig mehr von Ihnen, darf ich Sie bitten? Wenn es Sie erüdet, dann nicht. Dann ruhen Sie, und ich fahre fort, Ihnen von Paris zu erzählen, wie neulich. Aber Sie könnten ja ganz leise reden, ja, wenn Sie flüstern, so wird das alles nur schöner machen . . . Sie wurden in Bremen geboren?“ Und diese Frage that er beinahe tonlos, mit einem ehrfurchtsvollen und inhaltschweren Ausdruck, als sei Bremen eine Stadt ohne gleichen; eine Stadt voller unnennbarer Abenteuer und verschwiegener Schönheiten, in der geboren zu sein, eine geheimnisvolle Hoheit verleihe.

„Ja, denken Sie!“ sagte sie unwillkürlich. „Ich bin aus Bremen.“

„Ich war einmal dort,“ bemerkte er nachdenklich. —

„Mein Gott, Sie waren auch dort? Nein, hören Sie, Herr Spinell, zwischen Tunis und Spitzbergen haben Sie, glaube ich, alles gesehen!“

„Ja, ich war einmal dort,“ wiederholte er. „Ein paar kurze Abendstunden. Ich entsinne mich einer engen, schmalen Straße, über deren Wiebeln schief und krumm der Mond stand. Dann war ich in einem Keller, in dem es nach Wein und Moder roch. Das ist eine durchdringende Erinnerung . . .“

„Wirklich? Wo mag das gewesen sein? — Ja,

in solchem grauen Giebelhause, einem alten Kaufmannshause mit hallender Diele und weiß lackirter Galerie, bin ich geboren."

"Ihr Herr Vater ist also Kaufmann?" fragte er ein wenig zögernd.

"Ja. Aber außerdem und eigentlich wohl in erster Linie ist er ein Künstler."

"Ah! Ah! Inwiefern?"

"Er spielt die Geige... Aber das sagt nicht viel. Wie er sie spielt, Herr Spinell, das ist die Sache! Einige Töne habe ich niemals hören können, ohne daß mir die Thränen so merkwürdig brennend in die Augen stiegen, wie sonst bei keinem Erlebnis. Sie glauben es nicht..."

"Ich glaube es! Ach, ob ich es glaube!... Sagen Sie mir, gnädige Frau: Ihre Familie ist wohl alt? Es haben wohl schon viele Generationen in dem grauen Giebelhaus gelebt, gearbeitet und das Zeitliche gesegnet?"

"Ja. — Warum fragen Sie übrigens?"

"Weil es nicht selten geschieht, daß ein Geschlecht mit praktischen, bürgerlichen und trockenen Traditionen sich gegen das Ende seiner Tage noch einmal durch die Kunst verklärt."

"Ist dem so? — Ja, was meinen Vater betrifft, so ist er sicherlich mehr ein Künstler, als mancher, der sich so nennt und vom Ruhme lebt. Ich spiele nur ein bißchen Klavier. Jetzt haben sie es mir ja verboten; aber damals, zu Hause, spielte ich noch. Mein Vater und ich, wir spielten zusammen... Ja, ich habe all

Jahre in lieber Erinnerung; besonders den Garten unseres Garten, hinterm Hause. Er war jämmerlich verwildert und verwuchert und von zerbröckelten, rosten Mauern eingeschlossen; aber gerade das ihm viel Reiz. In der Mitte war ein Springbrunnen, mit einem dichten Kranz von Schwertlilien umgeben. Im Sommer verbrachte ich dort lange Stunden mit meinen Freundinnen. Wir saßen alle auf kleinen Feldsesseln rund um den Springbrunnen um . . .“

„Wie schön!“ sagte Herr Spinell und zog die Augenbrauen empor. „Säßen Sie und sangen?“

„Nein, wir häfelten meistens.“

„Immerhin . . . Immerhin . . .“

„Ja, wir häfelten und schwatzten, meine sechs Freundinnen und ich . . .“

„Wie schön! Gott, hören Sie, wie schön!“ rief Herr Spinell, und sein Gesicht war gänzlich verzerrt.

„Was finden Sie nun hieran so besonders schön, Herr Spinell!“

„Oh, dies, daß es sechs außer Ihnen waren, daß Sie nicht in diese Zahl eingeschlossen waren, sondern Sie gleichsam als Königin daraus hervortraten. Sie waren ausgezeichnet vor Ihren sechs Freundinnen. Eine kleine goldene Krone, ganz unscheinbar, aber bedeutungsvoll, saß in Ihrem Haar und glänzte . . .“

„Nein, Unsinn, nichts von einer Krone . . .“

„Doch, sie blinkte heimlich. Ich hätte sie gesehen, wenn sie deutlich in Ihrem Haar gesehen, wenn ich in

einer dieser Stunden unvermerkt im Gestrüpp gestanden hätte . . .“

„Gott weiß, was Sie gesehen hätten. Sie standen aber nicht dort, sondern eines Tages war es mein jetziger Mann, der zusammen mit meinem Vater an dem Gebüsch hervortrat. Ich fürchte, sie hatten sogar allerhand von unserem Geschwätz belauscht . . .“

„Dort war es also, wo Sie Ihren Herrn Gemahl kennen lernten, gnädige Frau?“

„Ja, dort lernte ich ihn kennen!“ sagte sie laut und fröhlich, und indem sie lächelte, trat das zarte blaue Aederchen angestrengt und seltsam über ihre Braue hervor. „Er besuchte meinen Vater in Geschäften, wissen Sie. Am nächsten Tage war er zu Diner geladen, und noch drei Tage später hielt er um meine Hand an.“

„Wirklich! Ging das alles so außerordentlich schnell?“

„Ja . . . Das heißt, von nun an ging es ein wenig langsamer. Denn mein Vater war der Sache eigentlich gar nicht geneigt, müssen Sie wissen, und machte eine längere Bedenkzeit zur Bedingung. Erstens wollte er mich lieber bei sich behalten, und dann hatte er noch andere Skrupeln. Aber . . .“

„Aber?“

„Aber ich wollte es eben,“ sagte sie lächelnd und wieder beherrschte das blaßblaue Aederchen mit einem bedrängten und fränklichen Ausdruck ihr ganzes liebliches Gesicht.

„Ah, Sie wollten es.“

„Ja, und ich habe einen ganz festen und respektablen Willen gezeigt, wie Sie sehen . . .“

„Wie ich es sehe. Ja.“

„. . . Sodasß mein Vater sich schließlich darcin ergeben mußte.“

„Und so verließen Sie ihn denn und seine Geige, erließen das alte Haus, den vertrockneten Garten, den Springbrunnen und Ihre sechs Freundinnen und Vögel mit Herrn Klötterjahn.“

„Und zog mit . . . Sie haben eine Ausdrucksweise, Herr Spinell —! Beinahe biblisch! — Ja, ich erließ das alles, denn so will es ja die Natur.“

„Ja, so will sie es wohl.“

„Und dann handelte es sich ja um mein Glück.“

„Gewiß. Und es kam, das Glück . . .“

„Das kam in der Stunde, Herr Spinell, als man mir zuerst den kleinen Anton brachte, unseren kleinen Anton, und als er so kräftig mit seinen kleinen gesunden Lungen schrie, stark und gesund wie er ist . . .“

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie von der Gesundheit Ihres kleinen Anton sprechen höre, gnädige Frau. Er muß ganz ungewöhnlich gesund sein?“

„Das ist er. Und er sieht meinem Mann so ähnlich!“

„Ah! — Ja, so begab es sich also. Und nun wissen Sie nicht mehr Eckhof sondern anders und lieben den kleinen gesunden Anton und leiden ein wenig an der Luftröhre.“

„Ja. — Und Sie sind ein durch und durch

räthelhafter Mensch, Herr Spinell, dessen versichere ich Sie...“

„Ja, straf' mich Gott, das sind Sie!“ sagte die Rätin Spatz, die übrigens auch noch vorhanden war.

Aber auch mit diesem Gespräch beschäftigte Herrn Klöterjahn's Gattin sich mehrere Male in ihrem Innern. So nichts sagend es war, so barg es doch einiges auf seinem Grunde, was ihren Gedanken über sich selbst Nahrung gab. War dies der schädliche Einfluß, der sie berührte? Ihre Schwäche nahm zu, und oft stellte Fieber sich ein, eine stille Blut, in der sie mit einem Gefühle sanfter Gehobenheit ruhte, der sie sich in einer nachdenklichen, präziösen, selbstgefälligen und ein wenig beleidigten Stimmung überließ. Wenn sie nicht das Bett hütete und Herr Spinell auf den Spitzen seiner großen Füße mit ungeheurer Behutsamkeit zu ihr trat, in einer Entfernung von zwei Schritten stehen blieb und, das eine Bein zurückgestellt und den Oberkörper vorgebeugt, mit ehrfürchtig gedämpfter Stimme zu ihr sprach, wie als höbe er sie in scheuer Andacht sanft und hoch empor und bettete sie auf Wolkenpfühle, woselbst kein schriller Laut und keine irdische Berührung sie erreichen sollte... so erinnerte sie sich der Art, in der Herr Klöterjahn zu sagen pflegte: „Vorsichtig, Gabriele take care, mein Engel, und halte den Mund zu!“ eine Art, die wirkte, als schlug er einem hart und wohlmeinend auf die Schulter. Dann aber wandte sie sich rasch von dieser Erinnerung ab, um in ihrer Schwäche und Gehobenheit auf den Wolkenpfühle zu ruhen, die Herr Spinell ihr dienend bereitete.

Eines Tages kam sie unvermittelt auf das kleine Gespräch zurück, das sie mit ihm über ihre Herkunft und Jugend geführt hatte.

„Es ist also wahr,“ fragte sie, „Herr Spinell, daß Sie die Krone gesehen hätten?“

Und obgleich jene Plauderei schon vierzehn Tage zurücklag, wußte er sofort, um was es sich handelte, und versicherte ihr mit bewegten Worten, daß er damals am Springbrunnen, als sie unter ihren sechs Freundinnen saß, die kleine Krone hätte blinken — sie heimlich in ihrem Haar hätte blinken sehen.

Einige Tage später erkundigte sich ein Sturgast aus Artigkeit bei ihr nach dem Wohlergehen ihres kleinen Anton daheim. Sie ließ zu Herrn Spinell, der sich in der Nähe befand, einen hurtigen Blick hinbergleiten und antwortete ein wenig gelangweilt:

„Danke; wie soll es dem wohl gehen? — Ihm und meinem Mann geht es gut.“

8.

Ende Februar, an einem Frosttage, reiner und kälter, als alle, die vorhergegangen waren, herrschte in „Einfried“ nichts als Uebermut. Die Herrschaften mit den Herzfehlern besprachen sich untereinander mit geröteten Wangen, der diabetische General trällerte wie ein Jüngling, und die Herren mit den unbeherrschten Weinen waren ganz außer Rand und Band. Was ging vor? Nichts Geringeres, als daß eine gemeinsame Ausfahrt unternommen werden sollte, eine Schlittenpartie in mehreren Fuhr-

werfen mit Schellenklang und Peitschenknall ins Gebirge hinein: Doktor Leander hatte zur Verstreuung seiner Patienten diesen Beschluß gefaßt.

Natürlich mußten die „Schweren“ zu Hause bleiben. Die armen „Schweren“! Man nickte sich zu und verabredete sich, sie nichts von dem Ganzen wissen zu lassen; es that allgemein wohl, ein wenig Mitleid üben und Rücksicht nehmen zu können. Aber auch von denen, die sich an dem Vergnügen sehr wohl hätten beteiligen können, schlossen sich einige aus. Was Fräulein von Osterloh anging, so war sie ohne weiteres entschuldigt. Wer wie sie mit Pflichten überhäuft war, durfte an Schlittenpartieen nicht ernstlich denken. Der Hausstand verlangte gebieterisch ihre Anwesenheit, und kurzum: sie blieb in „Einfried“. Daß aber auch Herrn Klöterjahn's Gattin erklärte, daheim bleiben zu wollen, verstimmte allseitig. Vergessens redete Doktor Leander ihr zu, die frische Fahrt auf sich wirken zu lassen; sie behauptete, nicht aufgelegt zu sein, Migräne zu haben, sich matt zu fühlen, und so mußte man sich fügen. Der Schnitzer und Witzhold aber nahm Anlaß zu der Bemerkung:

„Geben Sie acht, nun fährt auch der verwesene Säugling nicht mit.“

Und er bekam recht, denn Herr Spinell ließ wissen, daß er heute Nachmittag arbeiten wolle — er gebrauchte sehr gern das Wort „arbeiten“ für seine zweifelhafte Thätigkeit. Uebrigens beklagte sich keine Seele über sein Fortbleiben, und ebenso leicht verschmerzte man es, daß die Rätin Spaß sich entschloß

ihrer jüngeren Freundin Gesellschaft zu leisten, da das Fahren sie seefrank mache.

Gleich nach dem Mittagessen, das heute schon gegen zwölf Uhr stattgefunden hatte, hielten die Schlitten vor „Einfried“, und in lebhaften Gruppen, warm verhummt, neugierig und angeregt, bewegten sich die Gäste durch den Garten. Herrn Klöterjahns Gattin stand mit der Rätin Spaz an der Glashür, die zur Terrasse führte, und Herr Spinell am Fenster seines Zimmers, um der Abfahrt zuzusehen. Sie beobachteten, wie unter Scherzen und Gelächter kleine Kämpfe um die besten Plätze entstanden, wie Fräulein von Osterloh, eine Pelzboa um den Hals, von einem Gespann zum anderen lief, um Körbe mit Eßwaren unter die Sitze zu schieben, wie Doktor Leander, die Pelzmütze in der Stirn, mit seinen funkelnden Brillengläsern noch einmal das Ganze überschaute, dann ebenfalls Platz nahm und das Zeichen zum Aufbruch gab ... Die Pferde zogen an, ein paar Damen kreischten und fielen hintüber, die Schellen klapperten, die kurzstieligen Peitschen knallten und ließen ihre langen Schnüre im Schnee hinter den Stufen dreinschleppen, und Fräulein von Osterloh stand an der Gatterpforte und winkte mit ihrem Schnupftuch, bis an einer Biegung der Landstraße die gleitenden Gefährte verschwanden, das frohe Geräusch sich verlor. Dann kehrte sie durch den Garten zurück, um ihren Pflichten nachzueilen, die beiden Damen verließen die Glashür, und fast gleichzeitig trat auch Herr Spinell von seinem Aussichtspunkte ab.

Ruhe herrschte in „Einfried“. Die Expedition war vor Abend nicht zurückzuerwarten. Die „Schwestern“ lagen in ihren Zimmern und litten. Herrn Klöterjahns Gattin und ihre ältere Freundin unternahmen einen kurzen Spaziergang, worauf sie in ihre Gemächer zurückkehrten. Auch Herr Spinell befand sich in dem seinen und beschäftigte sich auf seine Art. Gegen vier Uhr brachte man den Damen je einen halben Liter Milch, während Herr Spinell seinen leichten Thee erhielt. Kurze Zeit darauf pochte Herrn Klöterjahns Gattin an die Wand, die ihr Zimmer von dem der Magistratsrätin Spatz trennte, und sagte:

„Wollen wir nicht ins Konversationszimmer hinuntergehen, Frau Rätin? Ich weiß nicht mehr, was ich hier anfangen soll.“

„Sogleich, meine Liebel!“ antwortete die Rätin. „Ich ziehe nur meine Stiefel an, wenn Sie erlauben. Ich habe nämlich auf dem Bette gelegen, müssen Sie wissen.“

Wie zu erwarten stand, war das Konversationszimmer leer. Die Damen nahmen am Kamine Platz. Die Rätin Spatz stückte Blumen auf ein Stück Stramin, und auch Herrn Klöterjahns Gattin that ein paar Stiche, worauf sie die Handarbeit in den Schoß sinken ließ und über die Armlehne ihres Sessels hinweg ins Leere träumte. Schließlich machte sie eine Bemerkung, die nicht lohnte, daß man ihretwegen die Zähne voneinander that; da aber die Rätin Spatz trotzdem „Wie?“ fragte, so mußte sie zu ihrer De-

nütigung den ganzen Satz wiederholen. Die Rätin Spatz fragte nochmals „Wie?“ In diesem Augenblicke aber wurden auf dem Vorplaze Schritte laut, die Thür öffnete sich, und Herr Spinell trat ein.

„Störe ich?“ fragte er noch an der Schwelle mit sanfter Stimme, während er ausschließlich Herrn Klöterjahns Gattin anblickte und den Oberkörper auf eine gewisse zarte und schwebende Art nach vorne beugte . . . Die junge Frau antwortete:

„Ei, warum nicht gar? Erstens ist dieses Zimmer doch als Freihafen gedacht, Herr Spinell, und dann: worin sollten Sie uns stören. Ich habe das unterschiedene Gefühl, die Rätin zu langweilen . . .“

Hierauf mußte er nichts mehr zu erwidern, sondern ließ nur lächelnd seine kariösen Zähne sehen und ging unter den Augen der Damen mit ziemlich anfreien Schritten bis zur Glasthür, woselbst er stehen blieb und hinauschaute, indem er in etwas unerzogener Weise den Damen den Rücken zuwandte. Dann machte er eine halbe Wendung rückwärts, fuhr über fort, in den Garten hinauszublicken, indes er sagte:

„Die Sonne ist fort. Unvermerkt hat der Himmel sich bezogen. Es fängt schon an, dunkel zu werden.“

„Wahrhaftig, ja, alles liegt in Schatten,“ antwortete Herrn Klöterjahns Gattin. „Unsere Ausflügler werden doch noch Schnee bekommen, wie es scheint. Gestern war es um diese Zeit noch voller Tag; nun dämmert es schon.“

„Ach,“ sagte er, „nach allen diesen überhellen Wochen thut das Dunkel den Augen wohl. Ich bin dieser Sonne, die Schönes und Gemeines mit gleich aufdringlicher Deutlichkeit bestrahlt, geradezu dankbar, daß sie sich endlich ein wenig verhüllt.“

„Lieben Sie die Sonne nicht, Herr Spinell?“

„Da ich kein Maler bin . . . Man wird innerlicher, ohne Sonne. — Es ist eine dicke, weißgraue Wolkenschicht. Vielleicht bedeutet es Tauwetter für morgen. Uebrigens würde ich Ihnen nicht raten, dort hinten noch auf die Handarbeit zu blicken, gnädige Frau.“

„Ach, seien Sie unbesorgt, das thue ich ohnehin nicht. Aber was soll man beginnen?“

Er hatte sich auf den Drehsessel vorm Piano niedergelassen, indem er einen Arm auf den Dedel des Instrumentes stützte.

„Musik . . .“ sagte er. „Wer jetzt ein bißchen Musik zu hören bekäme! Manchmal singen die englischen Kinder kleine nigger-songs, das ist alles.“

„Und gestern Nachmittag hat Fräulein von Osterloh in aller Eile die Klosterglocken gespielt,“ bemerkte Herr Klöterjahns Gattin.

„Aber Sie spielen ja, gnädige Frau,“ sagte er bittend und stand auf . . . „Sie haben ehemals täglich mit Ihrem Herrn Vater musiziert.“

„Ja, Herr Spinell, das war damals! Zur Zeit des Springbrunnens, wissen Sie . . .“

„Thun Sie es heute!“ bat er. „Lassen Sie dies

eine Mal ein paar Takte hören! Wenn Sie wüßten, wie ich dürste . . .“

„Unser Hausarzt sowohl wie Doktor Leander haben es mir ausdrücklich verboten, Herr Spinell.“

„Sie sind nicht da, weder der eine noch der andere! Wir sind frei . . . Sie sind frei, gnädige Frau! Ein paar armselige Accorde . . .“

„Nein, Herr Spinell, daraus wird nichts. Wer weiß, was für Wunderdinge Sie von mir erwarten! Und ich habe alles verlernt, glauben Sie mir. Auswendig kann ich beinahe nichts.“

„Oh, dann spielen Sie dieses Beinahe-nichts! Und zum Ueberfluß sind hier Noten, hier liegen sie, oben auf dem Klavier. Nein, dies hier ist nichts. Aber hier ist Chopin . . .“

„Chopin?“

„Ja, die Nocturnes. Und nun fehlt nur, daß ich die Kerzen anzünde . . .“

„Glauben Sie nicht, daß ich spiele, Herr Spinell! Ich darf nicht. Wenn es mir nun schadet?!“ —

Er verstummte. Er stand, mit seinen großen Füßen, seinem langen, schwarzen Rock und seinem rauhaarigen, verwischten, bartlosen Kopf, im Lichte der beiden Klavierkerzen und ließ die Hände hinunterhängen.

„Nun bitte ich nicht mehr,“ sagte er endlich leise. Wenn Sie fürchten, sich zu schaden, gnädige Frau, so lassen Sie die Schönheit tot und stumm, die unter Ihren Fingern laut werden möchte. Sie waren nicht immer so sehr verständig; wenigstens nicht, als es

im Gegentheil galt, sich der Schönheit zu begeben. Sie waren nicht besorgt um Ihren Körper und zeigten einen unbedenkllicheren und festeren Willen, als Sie den Springbrunnen verließen und die kleine goldene Krone ablegten . . . Hören Sie.“ sagte er nach einer Pause, und seine Stimme senkte sich noch mehr, „wenn Sie jetzt hier niedersitzen und spielen wie einst, als noch Ihr Vater neben Ihnen stand und seine Geige jene Töne singen ließ, die Sie weinen machten . . . dann kann es geschehen, daß man sie wieder heimlich in Ihrem Haare blinken sieht, die kleine, goldene Krone . . .“

„Wirklich?“ fragte sie und lächelte . . . Zufällig versagte ihr die Stimme bei diesem Wort, sodaß es zur Hälfte heiser und zur Hälfte tonlos herauskam. Sie hüstelte und sagte dann:

„Sind es wirklich die Nocturnes von Chopin, die Sie da haben?“

„Gewiß. Sie sind aufgeschlagen, und alles ist bereit.“

„Nun, so will ich denn in Gottes Namen eins davon spielen,“ sagte sie. „Aber nur eines, hören Sie? Dann werden Sie ohnehin für immer genug haben.“

Damit erhob sie sich, legte ihre Handarbeit beiseite und ging zum Klavier. Sie nahm auf den Drehstuhl Platz, auf dem ein paar gebundene Notenbücher lagen, richtete die Leuchter und blätterte in den Noten. Herr Spinell hatte einen Stuhl an ihrer Seite gerückt und saß neben ihr wie ein Musiklehrer

Sie spielte das Nocturne in es-dur, opus 9, Nummer 2. Wenn sie wirklich einiges verlernt hatte, mußte ihr Vortrag ehemals vollkommen künstlerisch gewesen sein. Das Piano war nur mittelmäßig, aber von nach den ersten Griffen mußte sie es mit sicherem Geschmaç zu behandeln. Sie zeigte einen nervigen Sinn für differenzierte Klangfarbe und eine Freude an rhythmischer Beweglichkeit, die bis zum phantastischen ging. Ihr Anschlag war sowohl fest als weich. Unter ihren Händen sang die Melodie ihre beste Süßigkeit aus, und mit einer zögernden Grazie schmiegt sich die Verzierung um ihre Glieder.

Sie trug das Kleid vom Tage ihrer Ankunft: die dunkle, gewichtige Taille mit den plastischen Samitarrabesken, die Haupt und Hände so unirdisch zart erscheinen ließ. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht beim Spiele, aber es schien, als ob die Umriss ihrer Lippen noch klarer würden, die Schatten in den Finkeln ihrer Augen sich vertieften. Als sie geendigt hatte, legte sie die Hände in den Schoß und fuhr fort, auf die Noten zu blicken. Herr Spinell blieb ohne Laut und Bewegung sitzen.

Sie spielte noch ein Nocturne, spielte ein zweites und drittes. Dann erhob sie sich; aber nur, um auch am oberen Klavierdeckel nach neuen Noten zu suchen.

Herr Spinell hatte den Einfall, die Bände in schwarzen Pappdeckeln zu untersuchen, die auf dem Stuhlfessel lagen. Plöðlich stieß er einen unverständlichen Laut aus, und seine großen, weißen Hände fin-

gerten leidenschaftlich an einem dieser vernachlässigten Bücher.

„Nicht möglich! . . . Es ist nicht wahr! . . .“ sagt er . . . „Und dennoch täusche ich mich nicht! . . . Wisse Sie, was es ist? . . . Was hier lag? . . . Was ich hier halte? . . .“

„Was ist es?“ fragte sie.

Da wies er ihr stumm das Titelblatt. Er war ganz bleich, ließ das Buch sinken und sah sie mit zitternden Lippen an.

„Wahrhaftig? Wie kommt das hierher? Ugeben Sie,“ sagte sie einfach, stellte die Noten auf Pult, setzte sich und begann nach einem Augenblicke der Stille mit der ersten Seite.

Er saß neben ihr, vornübergebeugt, die Hände zwischen den Knien gefaltet, mit gesenktem Kopf. Sie spielte den Anfang mit einer ausschweifenden und quälenden Langsamkeit, mit beunruhigend gedehnten Pausen zwischen den einzelnen Figuren. Das Sehnsuchtsmotiv, eine einsame und irrende Stimme in der Nacht, ließ leise seine bange Frage vernehmen. Ein Stille und ein Warten. Und siehe, es antwortet: dieselbe zage und einsame Klang, nur heller, nur zarter. Ein neues Schweigen. Da setzte mit jenem gedämpften und wundervollen Sforzato, das ist wie ein Säu-Aufraffen und seliges Aufbegehren der Leidenschaft, das Liebesmotiv ein, stieg aufwärts, rang sich empor, züdt empor bis zur süßen Verschlingung, sank, lösend, zurück, und mit ihrem tiefen Gesange ra-

hwerer, schmerzlicher Wonne traten die Celli hervor und führten die Weise fort...

Nicht ohne Erfolg versuchte die Spielende auf dem armseligen Instrument die Wirkungen des Orchesters anzudeuten. Die Violinläufe der großen Steigerung erklangen mit leuchtender Präzision. Sie spielte mit präziöser Andacht, verharrte gläubig bei jedem Gebilde und hob demütig und demonstrativ das Einzelne hervor, wie der Priester das Allerheiligste über sein Haupt erhebt. Was geschah? Zwei Kräfte, zwei entrückte Wesen strebten in Leiden und Seligkeit nach einander und umarmten sich in dem verzückten und wahnsinnigen Begehren nach dem Ewigen und Absoluten... Das Vorspiel flammte auf und neigte sich. Sie endigte da, wo der Vorhang sich teilt, und fuhr dann fort, schweigend auf die Toten zu blicken.

Unterdessen hatte bei der Rätin Spaz die Langeschleife jenen Grad erreicht, wo sie des Menschen Antlitz entstellt, ihm die Augen aus dem Kopfe treibt und ihm einen leichenhaften und furchteinflößenden Ausdruck verleiht. Außerdem wirkte diese Art von Musik auf ihre Magenerven, sie versetzte diesen dyspeptischen Organismus in Angstzustände und machte, daß die Rätin einen Krampfanfall befürchtete.

„Ich bin genötigt, auf mein Zimmer zu gehen,“ sagte sie schwach. „Leben Sie wohl, ich kehre zurück...“

Damit ging sie. Die Dämmerung war weit vorgeschritten. Draußen sah man dicht und lautlos den

Schnee auf die Terrasse herniedergehen. Die beiden Herzen gaben ein wankendes und begrenztes Licht.

„Den zweiten Aufzug,“ flüsterte er; und sie wandte die Seiten und begann mit dem zweiten Aufzug.

Hörnerschall verlor sich in der Ferne. Wie? oder war es das Säuseln des Laubes? Das sanfte Nieseln des Quells? Schon hatte die Nacht ihr Schweigen durch Hain und Haus gegossen, und kein flehendes Mahnen vermochte dem Walten der Sehnsucht mehr Einhalt zu thun. Das heilige Geheimnis vollendete sich. Die Leuchte erlosch, mit einer seltsamen, plötzlich gedeckten Klangfarbe senkte das Todesmotiv sich herab, und in jagender Ungeduld ließ die Sehnsucht ihren weißen Schleier dem Geliebten entgegenflattern, der ihr mit ausgebreiteten Armen durchs Dunkel nahte.

O überschwänglicher und unersättlicher Jubel der Vereinigung im ewigen Jenseits der Dingen! Des quälenden Irrtums entledigt, den Fesseln des Raumes und der Zeit entronnen verschmolzen das Du und das Ich, das Dein und Mein sich zu erhabener Wonne. Trennen konnte sie des Tages tückisches Blendwerk, doch seine prahlende Lüge vermochte die Nachtsichtigen nicht mehr zu täuschen, seit die Kraft des Zaubertrankes ihnen den Blick geweiht. Wer liebend des Todes Nacht und ihr süßes Geheimnis erschaute, dem blieb im Wahn des Lichtes ein einzig Sehnen, die Sehnsucht hin zur heiligen Nacht, der ewigen, wahren, der einsmachenden . . .

O sink hernieder, Nacht der Liebe, gib ihnen
des Vergessen, das sie ersehnen, umschließe sie ganz
it deiner Wonne und löse sie los von der Welt des
zuges und der Trennung. Siehe, die letzte Leuchte
losch! Denken und Dünken versank in heiliger
ämmerung, die sich welterlösend über des Wahnes
ualen breitet. Dann, wenn das Blendwerk er-
richt, wenn in Entzücken sich mein Auge bricht:
as, wovon die Lüge des Tages mich ausschloß, was
zu unstillbarer Qual meiner Sehnsucht täuschend
tgegenstellte, — selbst dann, o Wunder der Er-
lung! selbst dann bin ich die Welt. — Und es er-
gte zu Brangänens dunklem Habet-Acht-Gesange
ter Aufstieg der Violinen, welcher höher ist, als
e Vernunft.

„Ich verstehe nicht alles, Herr Spinell; sehr
les ahne ich nur. Was bedeutet doch dieses —
elbst — dann bin ich die Welt —?“

Er erklärte es ihr, leise und kurz.

„Ja, so ist es. — Wie kommt es nur, daß Sie,
Sie es so gut verstehen, es nicht auch spielen
ennen?“

Seltamerweise vermochte er dieser harmlosen
rage nicht stand zu halten. Er errötete, rang die
nde und versank gleichsam mit seinem Stuhle.

„Das trifft selten zusammen,“ sagte er endlich
uält. „Nein, spielen kann ich nicht. — Aber sah-
Sie fort.“

Und sie fuhren fort in den trunkenen Gesängen
Mysterienspieles. Starb je die Liebe? Tristans

Liebe? Die Liebe deiner und meiner Isolde? Oh, des Todes Streiche erreichen die Ewige nicht! Was stürbe wohl ihm, als was uns stört, was die Einigen täuschend entzweit? Durch ein süßes Und verknüpfte sie beide die Liebe . . . zerriß es der Tod, wie anders, als mit des einen eigenem Leben, wäre dem anderen der Tod gegeben? Und ein geheimnisvoller Zwiesing vereinigte sie in der namenlosen Hoffnung des Liebestodes, des endlos ungetrennten Umfangenseins im Wunderreiche der Nacht. Süße Nacht! Ewige Liebesnacht! Alles umspannendes Land der Seligkeit! Wer dich ahnend erschaut, wie könnte er ohne Bangen je zum öden Tage zurückerwachen? Wann du das Bangen, holder Tod! Löse du nun die Seknenden ganz von der Not des Erwachens! O fahungsflofer Sturm der Rhythmen! O chromatisch erporbrängendes Entzücken der metaphysischen Erkenntnis! Wie sie fassen, wie sie lassen, diese Wonne fern den Trennungsqualen des Lichts? Sanfte Sehnen ohne Trug und Bangen, hehres, leidloses Verlöschen, überseliges Dämmern im Unermeßlichen! Du Isolde, Tristan ich, nicht mehr Tristan, nicht mehr Isolde — — —

Plötzlich geschah etwas Erschreckendes. Die Spielende brach ab und führte ihre Hand über die Augen, um ins Dunkel zu spähen, und Herr Spino wandte sich rasch auf seinem Sitze herum. Die Thür dort hinten, die zum Korridor führte, hatte sich geöffnet, und herein kam eine finstere Gestalt, gestützt auf den Arm einer zweiten. Es war ein Gast von

„Einfried“, der gleichfalls nicht in der Lage gewesen war, an der Schlittenpartie teilzunehmen, sondern diese Abendstunde zu einem seiner instinktiven und laurigen Rundgänge durch die Anstalt benutzte, es war jene Kranke, die neunzehn Kinder zur Welt gebracht hatte und keines Gedankens mehr fähig war, es war die Pastorin Höhlenrauch am Arme ihrer Pflegerin. Ohne aufzublicken, durchmaß sie mit tappenden, zuckenden Schritten den Hintergrund des Geräusches und entschwand durch die entgegengesetzte Thür, — stumm und stier, irrwandelnd und unbeachtet. — Es herrschte Stille.

„Das war die Pastorin Höhlenrauch,“ sagte er.

„Ja, das war die arme Höhlenrauch,“ sagte sie.

Sie wandte sie die Blätter und spielte den Schluß des Ganzen, spielte Foldens Liebestod.

Wie farblos und klar ihre Rippen waren, und wie die Schatten in den Winkeln ihrer Augen sich verließen! Oberhalb der Braue, in ihrer durchsichtigen Stirn, trat angestrengt und beunruhigend das blaßblaue Ueberchen deutlicher und deutlicher hervor. Unter ihren arbeitenden Händen vollzog sich die unerhörte Steigerung, zerteilt von jenem beinahe ruckartigen, plötzlichen Pianissimo, das wie ein Entgleiten des Bodens unter den Füßen und wie ein Versinken in sublimere Begierde ist. Der Ueberschwang einer ungeheuren Lösung und Erfüllung brach herein, wie ein Sturz, holte sich, ein betäubendes Brausen maßloser Befriedigung, unersättlich wieder und wieder, formte sich zurückflutend um, schien verhauchen zu wollen,

wob noch einmal das Sehnsuchtsmotiv in seine Harmonie, atmete aus, erstarb, verklang, entschwebte. Tiefe Stille.

Sie horchten beide, legten die Köpfe auf die Seite und horchten.

„Das sind Schellen,“ sagte sie.

„Es sind die Schlitten,“ sagte er. „Ich gehe.“

Er stand auf und ging durch das Zimmer. An der Thür dort hinten machte er halt, wandte sich um und trat einen Augenblick unruhig von einem Fuß auf den anderen. Und dann begab es sich, daß er fünfzehn oder zwanzig Schritte von ihr entfernt, auf seine Kniee sank, lautlos auf beide Kniee. Sein langer schwarzer Gehrock breitete sich auf dem Boden aus. Er hielt die Hände über seinem Munde gefaltet, und seine Schultern zuckten.

Sie saß, die Hände im Schoße, vornüber gelehnt vom Klavier abgewandt, und blickte auf ihn. Ein ungewisses und bedrängtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, und ihre Augen spähten sinnend und so mühsam ins Halbdunkel, daß sie eine kleine Neigung zum Verschließen zeigten.

Aus weiter Ferne her näherten sich Schellenklappen, Peitschenknall und das Ineinanderklingen menschlicher Stimmen.

9.

Die Schlittenpartie, von der lange noch alle sprachen, hatte am 26. Februar stattgefunden. Am 27. einem Laumettertage, an dem alles sich erweicht tropfte, planschte, floß, ging es der Gattin Herr

klöterjahns vortrefflich. Am 28. gab sie ein wenig Blut von sich . . . o, unbedeutend; aber es war Blut. In gleicher Zeit wurde sie von einer Schwäche befallen, so groß wie noch niemals, und legte sich nieder.

Doktor Deander untersuchte sie, und sein Gesicht war steinkalt dabei. Dann verordnete er, was die Wissenschaft vorschreibt: Eisstückchen, Morphium, unbedingte Ruhe. Uebrigens legte er am folgenden Tage wegen Ueberbürdung die Behandlung nieder und übertrug sie an Doktor Müller, der sie pflicht- und kontraktgemäß in aller Sanftmut übernahm: ein stiller, blaßer, unbedeutender und wehmütiger Mann, dessen bescheidene und ruhmlose Thätigkeit den beinahe Besunden und den Hoffnungslosen gewidmet war.

Die Ansicht, der er vor allem Ausdruck gab, war die, daß die Trennung zwischen dem Klöterjahnschen Ehepaare nun schon recht lange währe. Es sei dringend wünschenswert, daß Herr Klöterjahn, wenn anders sein blühendes Geschäft es irgend gestatte, wieder einmal zu Besuch nach „Einfried“ käme. Man könne ihm schreiben, ihm vielleicht ein kleines Telegramm zukommen lassen . . . Und sicherlich werde es die junge Mutter beglücken und stärken, wenn er den kleinen Anton mitbrächte: abgesehen davon, daß es für die Aerzte geradezu interessant sein werde, die Bekanntschaft dieses gesunden kleinen Anton zu machen.

Und siehe, Herr Klöterjahn erschien. Er hatte Doktor Müllers kleines Telegramm erhalten und am vom Strande der Ostsee. Er stieg aus dem

Wagen, ließ sich Kaffee und Buttersemmeln geben und sah sehr verduht aus.

„Herr,“ sagte er, „was ist? Warum ruft man mich zu ihr?“

„Weil es wünschenswert ist,“ antwortete Doktor Müller, „daß Sie jetzt in der Nähe Ihrer Frau Gemahlin weilen.“

„Wünschenswert . . . Wünschenswert . . . Aber auch notwendig? Ich sehe auf mein Geld, mein Herr, die Zeiten sind schlecht und die Eisenbahnen sind teuer. War diese Tagesreise nicht zu umgehen? Ich wollte nichts sagen, wenn es beispielsweise die Lunge wäre; aber da es Gott sei Dank die Luströhre ist . . .“

„Herr Klöterjahn,“ sagte Doktor Müller sanft, „erstens ist die Luströhre ein wichtiges Organ . . .“ Er sagte unkorrekter Weise „erstens“, obgleich er gar kein „Zweitens“ darauf folgen ließ.

Gleichzeitig aber mit Herrn Klöterjahn war eine üppige, ganz in Rot, Schottisch und Gold gehüllte Person in „Einsried“ eingetroffen, und sie war es, die auf ihrem Arme Anton Klöterjahn den Jüngeren, den kleinen gesunden Anton trug. Ja, er war da, und niemand konnte leugnen, daß er in der That von einer excessiven Gesundheit war. Rosig und weiß, sauber und frisch gekleidet, dick und duftig lastete er auf dem nackten, roten Arm seiner betrefften Dienerin, verschlang gewaltige Mengen von Milch und gehacktem Fleisch, schrie und überließ sich in jeder Beziehung seinen Instinkten.

Vom Fenster seines Zimmers aus hatte der Schriftsteller Spinell die Ankunft des jungen Klöterjahn beobachtet. Mit einem seltsamen, verschleierten und dennoch scharfen Blick hatte er ihn ins Auge gefaßt, während er vom Wagen ins Haus getragen wurde, und war dann noch längere Zeit mit demselben Gesichtsausdruck an seinem Platze verharret.

Von da an mied er das Zusammentreffen mit Anton Klöterjahn dem Jüngeren so weit als thunlich.

10.

Herr Spinell saß in seinem Zimmer und „arbeitete“.

Es war ein Zimmer wie alle in „Einfried“: altmodisch, einfach und distinguiert. Die massige Kommode war mit metallenen Löwenköpfen beschlagen, der hohe Wandspiegel war keine glatte Fläche, sondern aus vielen kleinen quadratischen in Blei gefaßten Scherben zusammengesetzt, kein Teppich bedeckte den bläulich lackierten Estrich, in dem die steifen Beine der Meubles als klare Schatten sich fortsetzten. Ein geräumiger Schreibtisch stand in der Nähe des Fensters, vor welches der Romancier einen gelben Vorhang gezogen hatte, wahrscheinlich, um sich innerlicher zu machen.

In gelblicher Dämmerung saß er über die Platte des Sekretärs gebeugt und schrieb, — schrieb in einem jener zahlreichen Briefe, die er allwöchentlich zur Post befördern ließ, und auf die er belustigenderweise meistens gar keine Antwort erhielt. Ein

großer, starker Bogen lag vor ihm, in dessen linkem oberen Winkel unter einer verzwickelt gezeichneten Landschaft der Name Detlev Spinell in völlig neuartigen Lettern zu lesen war, und den er mit einer kleinen, sorgfältig gemalten und überaus reinlichen Handschrift bedeckte.

„Mein Herr!“ stand dort. „Ich richte die folgenden Zeilen an Sie, weil ich nicht anders kann, weil das, was ich Ihnen zu sagen habe, mich erfüllt, mich quält und zittern macht, weil mir die Worte mit einer solchen Heftigkeit zuströmen, daß ich an ihnen ersticken würde, dürfte ich mich ihrer nicht in diesem Briefe entlasten . . .“

Der Wahrheit die Ehre zu geben, so war dies mit dem „Zuströmen“ ganz einfach nicht der Fall, und Gott wußte, aus was für eiteln Gründen Herr Spinell es behauptete. Die Worte schienen ihm durchaus nicht zuströmen, für einen, dessen bürgerlicher Beruf das Schreiben ist, kam er jämmerlich langsam von der Stelle, und wer ihn sah, mußte zu der Anschauung gelangen, daß ein Schriftsteller ein Mann ist, dem das Schreiben schwerer fällt, als allen anderen Leuten.

Mit zwei Fingerspitzen hielt er eins der sonderbaren Flaumhärchen an seiner Wange erfaßt und drehte Viertelstunden lang daran, indem er ins Leere starrte und nicht um eine Zeile vorwärts rückte, schrieb dann ein paar zierliche Wörter und stockte aufs neue. Andererseits muß man zugeben, daß das, was schließlich zustande kam, den Eindruck der Glätte und Leb-

astigkeit erweckte, wenn es auch inhaltlich einen ounderlichen, fragwürdigen und oft sogar unverständlichen Charakter trug.

„Es ist,“ so setzte der Brief sich fort, „das unabweisliche Bedürfnis, das, was ich sehe, was seit Wochen als eine unauslöschliche Vision vor meinen Augen steht, auch Sie sehen zu machen, es Sie mit meinen Augen, in derjenigen sprachlichen Beleuchtung schauen zu lassen, in der es vor meinem inneren Blicke steht. Ich bin gewohnt, diesem Drange zu weichen, der mich zwingt, in unbergeßlich und flammend richtig an ihrem Platze stehenden Worten meine Erlebnisse zu denen der Welt zu machen. Und darum hören Sie mich an.

„Ich will nichts, als sagen, was war und ist, ich erzähle lediglich eine Geschichte, eine ganz kurze, unfäglich empörende Geschichte, erzähle sie ohne Kommentar, ohne Anklage und Urteil, nur mit meinen Worten. Es ist die Geschichte Gabriele Eckhofs, mein Herr, der Frau, die Sie die Ihrige nennen . . . und merken Sie wohl! Sie waren es, der sie erlebte; und dennoch bin ich es, dessen Wort sie Ihnen erst in Wahrheit zur Bedeutung eines Erlebnisses erheben wird.

„Erinnern Sie sich des Gartens, mein Herr, des alten, verwucherten Gartens hinter dem grauen Patrizierhause? Das grüne Moos sproß in den Fugen der verwitterten Mauern, die seine verträumte Wildnis umschlossen. Erinnern Sie sich auch des Springbrunnens in seiner Mitte? Lilafarbene Lilien

neigten sich über sein morsches Mund, und sein weißer Strahl plauderte geheimnisvoll auf das zerklüftete Gestein hinab. Der Sommertag neigte sich.

„Sieben Jungfrauen saßen im Kreis um den Brunnen; in das Haar der Siebenten aber, der Ersten, der Finen, schien die sinkende Sonne heimlich ein schimmerndes Abzeichen der Oberhoheit zu weben. Ihre Augen waren wie ängstliche Träume, und dennoch lächelten ihre klaren Lippen . . .

„Sie sangen. Sie hielten ihre schmalen Gesichter zur Höhe des Springstrahles emporgewandt, dorthin, wo er in müder und edler Rundung sich zum Falle neigte, und ihre leisen, hellen Stimmen umschwebten seinen schlanken Tanz. Vielleicht hielten sie ihre zarten Hände um ihre Kniee gefaltet, indes sie sangen . . .

„Entsinnen Sie sich des Bildes, mein Herr? Sahen Sie es? Sie sahen es nicht. Ihre Augen waren nicht geschaffen dafür, und Ihre Ohren nicht, die keusche Süßigkeit seiner Melodie zu vernehmen. Sahen Sie es — Sie durften nicht wagen, zu atmen, Sie mußten Ihrem Herzen zu schlagen verwehren. Sie mußten gehen, zurück ins Leben, in Ihr Leben, und für den Rest Ihres Erdendaseins das Geschaute als ein unantastbares und unverletzliches Heiligtum in Ihrer Seele bewahren. Was aber thaten Sie?

„Dies Bild war ein Ende, mein Herr; mußten Sie kommen und es zerstören, um ihm eine Fortsetzung der Gemeinheit und des häßlichen Leidens zu geben? Es war eine rührende und friedevolle Apo-

theose, getaucht in die abendliche Verklärung des Verfalles, der Auflösung und des Verlöschtens. Ein altes Geschlecht, zu müde bereits und zu edel zur That und zum Leben, steht am Ende seiner Tage, und seine letzten Aeußerungen sind Laute der Kunst, ein paar Geigentöne, voll von der wissenden Wehmut der Sterbensreise . . . Sahen Sie die Augen, denen diese Töne Thränen entlockten? Vielleicht, daß die Seelen der sechs Gespielinnen dem Leben gehörten; diejenige aber ihrer schwesterlichen Herrin gehörte der Schönheit und dem Tode.

„Sie sahen sie, diese Lobeschönheit: sahen sie an, um ihrer zu begehren. Nichts von Ehrfurcht, nichts von Scheu berührte Ihr Herz gegenüber ihrer rührenden Heiligkeit. Es genügte Ihnen nicht, zu schauen; Sie mußten besitzen, ausnützen, entweihen . . . Wie fein Sie Ihre Wahl trafen! Sie sind ein Gourmand, mein Herr, ein plebejischer Gourmand, ein Bauer mit Geschmack.

„Ich bitte Sie, zu bemerken, daß ich keineswegs den Wunsch hege, Sie zu kränken. Was ich sage, ist kein Schimpf, sondern die Formel, die einfache psychologische Formel für Ihre einfache, litterarisch gänzlich uninteressante Persönlichkeit, und ich spreche sie aus, nur weil es mich treibt, Ihnen Ihr eigenes Thun und Wesen ein wenig zu erhellen, weil es auf Erden mein unausweichlicher Beruf ist, die Dinge bei Namen zu nennen, sie reden zu machen, und das Unbewußte zu durchleuchten. Die Welt ist voll von dem, was ich den „unbewußten Typus“ nenne: und

ich ertrage sie nicht, alle diese unbewußten Typen! Ich ertrage es nicht, all dies dumpfe, unwissende und erkenntnislose Leben und Handeln, diese Welt von aufreizender Naivität um mich her! Es treibt mich mit qualvoller Unwiderstehlichkeit, alles Sein in der Runde — so weit meine Kräfte reichen — zu erläutern, auszusprechen und zum Bewußtsein zu bringen, — unbekümmert darum, ob dies eine fördernde oder hemmende Wirkung nach sich zieht, ob es Trost und Linderung bringt oder Schmerz zufügt.

„Sie sind, mein Herr, wie ich sagte, ein plebejischer Gourmand, ein Bauer mit Geschmack. Eigentlich von plumper Konstitution und auf einer äußerst niedrigen Entwicklungsstufe befindlich, sind Sie durch Reichtum und sitzende Lebensweise zu einer plötzlichen, unhistorischen und barbarischen Korruption des Nervensystems gelangt, die eine gewisse lüsterne Verfeinerung des Genußbedürfnisses nach sich zieht. Wohl möglich, daß die Muskeln Ihres Schlundes in eine schmerzende Bewegung gerieten, wie angesichts einer köstlichen Suppe oder seltenen Platte, als Sie beschlossen, Gabriele Eckhof zu eigen zu nehmen . . .

„In der That, Sie lenken ihren verträumten Willen in die Irre, Sie führen sie aus dem verwucherten Garten in das Leben und in die Häßlichkeit, Sie geben ihr Ihren ordinären Namen und machen sie zum Eheweibe, zur Hausfrau, machen sie zur Mutter. Sie erniedrigen die müde, scheue und in erhabener Unbrauchbarkeit blühende Schönheit des Todes in den Dienst des gemeinen Alltags und jenes

öden, ungefügen und verächtlichen Götzen, den man die Natur nennt, und nicht eine Ahnung von der tiefen Niedertracht dieses Beginners regt sich in ihrem bäuerischen Gewissen.

„Nochmals: Was geschieht? Sie, mit den Augen, die wie ängstliche Träume sind, schenkt Ihnen ein Kind; sie giebt diesem Wesen, das eine Fortsetzung der niedrigen Existenz seines Erzeugers ist, alles mit, was sie an Blut und Lebensmöglichkeit besitzt, und erbt. Sie stirbt, mein Herr! Und wenn sie nicht in der Gemeinheit dahinfährt, wenn sie dennoch zuletzt aus den Tiefen ihrer Erniedrigung erhob und glücklich und selig unter dem tödlichen Kusse der Schönheit vergeht, so ist das meine Sorge gewesen. Die richtige war es wohl unterdessen, sich auf verschwiegenen Korridoren mit Stubenmädchen die Zeit zu vergehen.

„Ihr Kind aber, Gabriele Eckhofs Sohn, geht, lebt und triumphiert. Vielleicht wird er das Bösen seines Vaters fortführen, ein handeltreibender, raueuern zahlender und gut speisender Bürger werden; vielleicht ein Soldat oder Beamter, eine unerschütternde und tüchtige Stütze des Staates; in jedem Falle ein amüsantes, normal funktionierendes Geschöpf, skrupellos und zuversichtlich, stark und dumm.

„Nehmen Sie das Geständnis, mein Herr, daß Sie Sie hasse, Sie und Ihr Kind, wie ich das Leben selbst hasse, das gemeine, das lächerliche und dennoch triumphierende Leben, das Sie darstellen, den ewigen Gegensatz und Todfeind der Schönheit. Ich darf nicht

sagen, daß ich Sie verachte. Ich kann es nicht. Ich bin ehrlich. Sie sind der Stärkere. Ich habe Ihnen im Kampfe nur Eines entgegenzustellen, das erhabene Gewaffen und Rachewerkzeug der Schwachen: Gei und Wort. Heute habe ich mich seiner bedient. Dem dieser Brief — auch darin bin ich ehrlich, mein Herr — ist nichts als ein Racheakt, und ist nur ein einziges Wort darin scharf, glänzend und schön genug, Sie betroffen zu machen, Sie eine fremde Macht spüren zu lassen, Ihren robusten Gleichmut einen Augenblick ins Wanken zu bringen, so will ich frohlocken.
Detlev Spinell.“

Und dieses Schriftstück couvertierte und frankierte Herr Spinell, versah es mit einer zierlichen Adresse und überlieferte es der Post.

11.

Herr Klötterjahn pochte an Herrn Spinells Stubentür; er hielt einen großen, reinlich beschriebenen Bogen in der Hand und sah aus wie ein Mann, der entschlossen ist, energisch vorzugehen. Die Post hatte ihre Pflicht gethan, der Brief war seinen Weg gegangen, er hatte die wunderliche Reise von „Einfried“ nach „Einfried“ gemacht und war richtig in die Hände des Adressaten gelangt. Es war vier Uhr am Nachmittage.

Als Herr Klötterjahn eintrat, saß Herr Spinell auf dem Sofa und las in seinem eigenen Roman die verwirrende Umschlagzeichnung. Er stand auf und sah den Besucher überrascht und fragend an, gleich er deutlich errötete,

„Guten Tag,“ sagte Herr Klöterjahn. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie in Ihren Beschäftigungen störe. Darf ich fragen, ob Sie dies geschrieben haben?“ Damit hielt er den großen, reinlich beschriebenen Zettel mit der linken Hand empor und schlug mit der rechten Hand darauf, sodaß es heftig klirrte. Hierauf schob er die Rechte in die Tasche seines weiten, bequemen Beinkleides, legte den Kopf auf die Seite und öffnete, wie manche Leute pflegen, den Mund zum Horchen.

Sonderbarerweise lächelte Herr Spinell; er lächelte zuvorkommend, ein wenig verwirrt und halb entschuldigend, führte die Hand zum Kopfe, als besänne er sich und sagte:

„Ah, richtig . . . ja . . . ich erlaubte mir . . .“

Die Sache war die, daß er sich heute gegeben hatte, wie er war, und bis gegen Mittag geschlafen hatte. Infolge hiervon litt er an schlimmem Kopfschmerzen und blödem Kopfe, fühlte er sich nervös und wenig widerstandsfähig. Hinzu kam, daß die Frühluft, die eingetreten war, ihn matt und zur Verweigerung geneigt machte. Dies alles muß erwähnt werden als Erklärung dafür, daß er sich während dieser Scene so äußerst albern benahm.

„So! Aha! Schön!“ sagte Herr Klöterjahn, indem er das Kinn auf die Brust drückte, die Brauen hochzog, die Arme reckte und eine Menge ähnlicher Gestalten traf, nach Erledigung dieser Formfrage die Erbarmen zur Sache zu kommen. Aus Freude über seiner Person ging er ein wenig zu weit in diesen

Anstalten; was schließlich erfolgte, entsprach nicht völlig der drohenden Umständlichkeit dieser mimischen Vorbereitungen. Aber Herr Spinell war ziemlich bleich.

„Sehr schön!“ wiederholte Herr Klöterjahn. „Dann lassen Sie sich die Antwort mündlich geben, mein Lieber, und zwar in Anbetracht des Umstandes, daß ich es für blödsinnig halte, jemandem, den man stündlich sprechen kann, seitenlange Briefe zu schreiben . . .“

„Nun . . . blödsinnig . . .“ sagte Herr Spinell lächelnd, entschuldigend und beinahe demütig . . .

„Blödsinnig!“ wiederholte Herr Klöterjahn und schüttelte heftig den Kopf, um zu zeigen, wie unangreifbar sicher er seiner Sache sei. „Und ich würde dies Geschreibsel nicht eines Wortes würdigen, es wäre mir, offen gestanden, ganz einfach als Butterbrotpapier zu schlecht, wenn es mich nicht über gewisse Dinge aufklärte, die ich bis dahin nicht begriff. Uebrigens geht Sie das nichts an und gehört nicht zur Sache. Ich bin ein thätiger Mann, ich habe Besseres zu bedenken, als Ihre unaussprechlichen Visionen . . .“

„Ich habe ‚unauslöschliche Vision‘ geschrieben,“ sagte Herr Spinell und richtete sich auf. Es war das einzige Moment dieses Auftrittes, in dem er ein wenig Würde an den Tag legte.

„Unauslöschlich . . . unaussprechlich . . .!“ entgegnete Herr Klöterjahn und blickte ins Manuskript.

ie schreiben eine Hand, die miserabel ist, mein
ber; ich möchte Sie nicht in meinem Kontor be-
stigen. Auf den ersten Blick scheint es ganz sau-
er, aber bei Licht besehen ist es voller Lücken
und Bittigkeiten. Aber das ist Ihre Sache
und geht mich nichts an. Ich bin gekommen,
um Ihnen zu sagen, daß Sie erstens ein
Kunstwurst sind, — nun, das ist Ihnen hoffentlich be-
kannt. Außerdem aber sind Sie ein großer Feigling,
und auch das brauche ich Ihnen wohl nicht ausführ-
lich zu beweisen. Meine Frau hat mir einmal ge-
schrieben, Sie sähen den Weibspersonen, denen Sie
begnügen, nicht ins Gesicht, sondern schielten nur so
hin, um eine schöne Ahnung davonzutragen, aus
der man nicht vor der Wirklichkeit. Leider hat sie später auf-
gehört, in ihren Briefen von Ihnen zu erzählen; sonst
würde ich noch mehr Geschichten von Ihnen. Aber
was sind Sie. ‚Schönheit‘ ist Ihr drittes Wort, aber
im Grunde ist es nichts als Vangebüchsigkeit und
Ermäuferei und Neid, und daher wohl auch Ihre
übereschämte Bemerkung von den ‚verschwiegenen
Kandidaten‘, die mich wahrscheinlich so recht durch-
dringen sollte und mir doch bloß Spaß gemacht hat,
daß hat sie mir gemacht! Aber wissen Sie nun Be-
scheid? Habe ich Ihnen Ihr . . . Ihr ‚Thun und
Lassen‘ nun ‚ein wenig erhellt‘, Sie Jammer-
schwein? Obgleich es nicht mein ‚unausbleiblicher
Beruf‘ ist, hö, hö! . . .“

„Ich habe ‚unausweichlicher Beruf‘ geschrie-
ben,“ sagte Herr Spinell; aber er gab es gleich wieder

auf. Er stand da, hilflos und abgefanzelt, wie ein großer, kläglicher, grauhaariger Schuljunge.

„Unausweichlich . . . unausbleiblich . . . Ein niederträchtiger Feigling sind Sie, sage ich Ihnen. Täglich sehen Sie mich bei Tische. Sie grüßen mich und lächeln, Sie reichen mir Schüsseln und lächeln, Sie wünschen mir gesegnete Mahlzeit und lächeln. Und eines Tages schicken Sie mir solch einen Wisch voll blödsinniger Injurien auf den Hals. Hö, ja, schriftlich haben Sie Mut! Und wenn es bloß dieser lachhafte Brief wäre. Aber Sie haben gegen mich intriguiert, hinter meinem Rücken gegen mich intriguiert, ich begreife es jetzt sehr wohl . . . obgleich Sie sich nicht einzubilden brauchen, daß es Ihnen etwas genützt hat! Wenn Sie sich etwa der Hoffnung hingeben, meiner Frau Grillen in den Kopf gesetzt zu haben, so befinden Sie sich auf dem Holzwege, mein wertgeschätzter Herr, dazu ist sie ein zu vernünftiger Mensch! Oder wenn Sie am Ende gar glauben, daß sie mich irgendwie anders als sonst empfangen hat, mich und das Kind, als wir kamen, so setzen Sie Ihrer Abgeschmacktheit die Krone auf! Wenn sie dem Kleinen keinen Ruß gegeben hat, so geschah es aus Vorsicht, weil neuerdings die Hypothese aufgetaucht ist, daß es nicht die Luftröhre, sondern die Zunge ist und man in diesem Falle nicht wissen kann . . . obgleich es übrigens noch sehr zu beweisen ist, das mit der Zunge, und Sie mit Ihrem — ‚sie stirbt mein Herr!‘ Sie sind ein Esel!“

Hier suchte Herr Klöterjahn seine Atmung et

nig zu regeln. Er war nun sehr in Born geraten, sch beständig mit dem rechten Zeigefinger in die Luft und richtete das Manuskript in seiner Linken auf's selbste zu. Sein Gesicht, zwischen dem blonden engen Backenbart, war furchtbar rot, und seine umhüllte Stirn war von geschwollenen Adern zerrissen und von Bornesblitzen.

„Sie hassen mich,“ fuhr er fort, „und Sie würden mich verachten, wenn ich nicht der Stärkere wäre. Ja, das bin ich, zum Teufel, ich habe das Herz auf dem rechten Fleck, während Sie das Ihre wohl meistens in den Hosentaschen haben, und ich würde Sie in die Pfanne hauen mitsamt Ihrem ‚Geist und Wort‘, Sie hinterlistiger Idiot, wenn das nicht verboten wäre. Aber damit ist nicht gesagt, mein Lieber, daß mir Ihre Invektiven so ohne weiteres gefallen seien, und wenn ich das mit dem ‚ordinären Namen‘ Haus meinem Anwalt zeige, so wollen wir sehen, ob Sie nicht Ihr blaues Wunder erleben. Mein Name ist gut, mein Herr, und zwar durch mein Verdienst. Ob Ihnen jemand auf den Thron auch nur einen Silbergroschen borgt, diese Frage mögen Sie sich selbst erörtern, Sie hergelaufener Bummler! Gegen Sie muß man gesetzlich vorgehen! Sie sind gefährlich! Sie machen die Leute verrückt! Obgleich Sie sich nicht einzubilden brauchen, daß Ihnen diesmal gelungen ist, Sie heimtückischer Patron! Von Individuen, wie Sie eins sind, lasse mich denn doch nicht aus dem Felde schlagen. Ich habe das Herz auf dem rechten Fleck . . .“

Herr Klöterjahn war nun wirklich äußerst erregt. Er schrie und sagte wiederholt, daß er das Herz auf dem rechten Fleck habe.

„Sie fangen‘. Punkt. Sie fangen gar nicht Sie strickten. Außerdem sprachen sie, soviel ich verstanden habe, von einem Rezept für Kartoffelpuffer, und wenn ich das mit dem ‚Verfall‘ und der ‚Auflösung‘ meinem Schwiegervater sage, so belangt er Sie gleichfalls von Rechts wegen, da können Sie sicher sein! ... Sahen Sie das Bild, sahen Sie es? Natürlich sah ich es, aber ich begreife nicht, warum ich deshalb den Atem anhalten und davonlaufen sollte. Ich schiele den Weibern nicht am Gesicht vorbei, ich sehe sie mir an, und wenn sie mir gefallen, und wenn sie mich wollen, so nehme ich sie mit. Ich habe das Herz auf dem rechten Fl ...“

Es pochte. — Es pochte gleich neun- oder zehnmal ganz rasch hinter einander an die Stubenthür ein kleiner, heftiger, ängstlicher Wirbel, der Herr Klöterjahn verstummen machte, und eine Stimme die gar keinen Halt hatte, sondern vor Bedrängniß fortwährend aus den Fugen ging, sagte in größter Hast:

„Herr Klöterjahn, Herr Klöterjahn, ach, ist Herr Klöterjahn da?“

„Draußen bleiben,“ sagte Herr Klöterjahn unwirsch ... „Was ist. Ich habe hier zu reden.“

„Herr Klöterjahn,“ sagte die schwankende und sich brechende Stimme, „Sie müssen kommen..“

„Ach die Aerzte sind da . . . oh, es ist so entsetzlich traurig . . .“

Da war er mit einem Schritt an der Thür und er sah sie auf. Die Rätin Spaz stand draußen. Sie hielt ihr Schnupftuch vor den Mund, und große, glänzende Thränen rollten paarweise in dieses Tuch hinein.

„Herr Klöterjahn,“ brachte sie hervor . . . „es ist so entsetzlich traurig . . . Sie hat so viel Blut aufgebracht, so fürchterlich viel . . . Sie saß ganz ruhig im Sessel und summt ein Stückchen Musik vor sich hin, und da kam es, lieber Gott, so übermäßig viel . . .“

„Ist sie tot?!“ schrie Herr Klöterjahn . . . Dabei packte er die Rätin am Oberarm und zog sie auf der Schwelle hin und her. „Nein, nicht ganz, wie? Noch nicht ganz, sie kann mich noch sehen . . . Hat sie wieder ein bißchen Blut aufgebracht? Aus der Lunge, was? Ich gebe zu, daß es vielleicht aus der Lunge kommt . . . Gabriele!“ sagte er plötzlich, indem die Augen ihm übergingen, und man sah, wie ein warmes, gutes, menschliches und redliches Gefühl sich ihm hervorbrach. „Ja, ich komme!“ sagte er und mit langen Schritten schleppte er die Rätin aus dem Zimmer hinaus und über den Korridor davon. Von einem entlegenen Teile des Wandelganges her vernahm man noch immer sein rasch sich entfernendes Geräusch, nicht ganz, wie? . . . Aus der Lunge, was? . . .“

12.

Herr Spinell stand auf dem Fleck, wo er während Herrn Klöterjahns so jäh unterbrochener Visite

gestanden hatte und blickte auf die offene Thür. Endlich that er ein paar Schritte vorwärts und horchte ins Weite. Aber alles war still, und so schloß er die Thür und kehrte ins Zimmer zurück.

Eine Weile betrachtete er sich im Spiegel. Hierauf ging er zum Schreibtisch, holte ein kleines Flacon und ein Gläschen aus einem Fache hervor und nahm einen Cognac zu sich, was kein Mensch ihm verdenken konnte. Dann streckte er sich auf dem Sofa aus und schloß die Augen.

Die obere Klappe des Fensters stand offen. Draußen im Garten von „Einfried“ zwitscherten die Vögel, und in diesen kleinen, zarten und festen Lauten lag fein und durchdringend der ganze Frühling ausgedrückt. Einmal sagte Herr Spinell leise vor sich hin: „Unausbleiblicher Beruf . . .“ Dann bewegte er den Kopf hin und her und zog die Luft durch die Zähne ein, wie bei einem heftigen Nervenschmerz.

Es war unmöglich, zur Ruhe und Sammlung zu gelangen. Man ist nicht geschaffen für so plumpe Erlebnisse wie dieses da! — Durch einen seelischen Vorgang, dessen Analyse zu weit führen würde, gelangte Herr Spinell zu dem Entschlusse, sich zu erheben und sich ein wenig Bewegung zu machen, sich ein wenig im Freien zu ergehen. So nahm er den Hut und verließ das Zimmer.

Als er aus dem Hause trat und die milde, wüßige Luft ihn umfing, wandte er das Haupt und ließ seine Augen langsam an dem Gebäude empor bis zu einem der Fenster gleiten, einem verhängten Fenste

dem sein Blick eine Weile ernst, fest und dunkel
tete. Dann legte er die Hände auf den Rücken
schritt über die Kieswege dahin. Er schritt in
em Sinnen.

Noch waren die Beete mit Matten bedeckt, und
Bäume und Sträucher waren noch nackt; aber der
Schnee war fort, und die Wege zeigten nur hier und
noch feuchte Spuren. Der weite Garten mit seinen
Gotten, Laubengängen und kleinen Pavillons lag
in prächtig farbiger Nachmittagsbeleuchtung, mit
flüchtigen Schatten und sattem, goldigem Licht, und
das dunkle Geäst der Bäume stand scharf und zart ge-
gliedert gegen den hellen Himmel.

Es war um die Stunde, da die Sonne Gestalt
nimmt, da die formlose Lichtmasse zur sichtbar sin-
nenden Scheibe wird, deren sattere, mildere Blut das
Auge duldet. Herr Spinell sah die Sonne nicht; sein
Blick führte ihn so, daß sie ihm verdeckt und verborgen
war. Er ging gesenkten Hauptes und sumimte ein
Stückchen Musik vor sich hin, ein kurzes Gebild, eine
singend und klagend aufwärtssteigende Figur, das
sehnsuchtsmotiv . . . Plötzlich aber, mit einem Ruck,
nem kurzen, krampfhaften Aufatmen, blieb er ge-
starrt stehen, und unter heftig zusammengezogenen
Lippen starrten seine erweiterten Augen mit dem
Ausdruck entsetzter Abwehr geradeaus . . .

Der Weg wandte sich; er führte der sinkenden
Sonne entgegen. Durchzogen von zwei schmalen, er-
leuchteten Wolkenstreifen mit vergoldeten Rändern,
wand sie groß und schräge am Himmel, setzte die

Wipfel der Bäume in Glut und goß ihren gelbröthlichen Glanz über den Garten hin. Und inmitten dieser goldigen Verklärung, die gewaltige Gloriole der Sonnenscheibe zu Häupten, stand hochaufgerichtet im Wege eine üppige, ganz in Rot, Gold und Schottisch gekleidete Person, die ihre Rechte in die schwelende Hüfte stemmte und mit der Linken ein grazil geformtes Wägelchen leicht vor sich hin und her bewegte. In diesem Wägelchen aber saß das Kind, saß Anton Klöterjahn der Jüngere, saß Gabriele Edhofs dieser Sohn!

Er saß, bekleidet mit einer weißen Flaussjade und einem großen weißen Hut, pausbäckig, prächtig und wohlgeraten in den Rissen, und sein Blick begegnete lustig und unbeirrbar demjenigen Herrn Spinells. Der Romancier war im Begriffe, sich aufzuraffen, er war ein Mann, er hätte die Kraft besessen, an dieser unerwarteten, in Glanz getauchten Erscheinung vorüberzuschreiten und seinen Spaziergang fortzusetzen. Da aber geschah das Gräßliche, daß Anton Klöterjahn zu lachen und zu jubeln begann, er kreischte vor unerklärlicher Lust, es konnte einem unheimlich zu Sinne werden.

Gott weiß, was ihn ansocht, ob die schwarze Gestalt ihm gegenüber ihn in diese wilde Heiterkeit versetzte oder was für ein Anfall von animalischem Wohlbefinden ihn packte. Er hielt in der einen Hand einen knöchernen Beißring und in der anderen eine blecherne Klapperbüchse. Diese beiden Gegenstände reichte er jauchzend in den Sonnenschein empor, schüt

te sie und schlug sie zusammen, als wollte er jemanden spottend verscheuchen. Seine Augen waren beinahe geschlossen vor Vergnügen, und sein Mund war klaffend aufgerissen, daß man seinen ganzen rosigen Rachen sah. Er warf sogar seinen Kopf hin und her, indes er jauchzte.

Da machte Herr Spinell Kehrt und ging von ihnen. Er ging, gefolgt von dem Jubilieren des einen Klösterjahn, mit einer gewissen behutsamen und steif-graziösen Armhaltung über den Riez, mit ungewaltsam zögernden Schritten jemandes, der überbergen will, daß er innerlich davonläuft.



Der Kleiderschrank

Für Carla.

Es war trübe, dämmerig und kühl, als der Schnellzug Berlin-Rom in eine mittelgroße Bahnhofshalle einfuhr. In einem Coupé erster Klasse mit Sitzendecken über den breiten Plüschsesseln richtete sich ein Alleinreisender empor: Albrecht van der Qualen. Er erwachte. Er verspürte einen faden Gehmaß im Munde, und sein Körper war voll von dem nicht sehr angenehmen Gefühl, das durch das Stillstehen nach längerer Fahrt, das Verstummen des rhythmisch rollenden Gestampfes, die Stille hervorgerufen wird, von welcher die Geräusche draußen, die Rufe und Signale sich merkwürdig bedeutend abheben. . . Dieser Zustand ist wie ein Aufkommen aus einem Rausche, einer Betäubung. Unseren Nerven ist plötzlich der Halt, der Rhythmus entnommen, dem sie sich hingegeben haben: nun fühlen sie sich äußerst verstört und verlassen. Und dies desto mehr, wenn wir gleichzeitig aus dem dumpfen Leisenschlaf erwachen.

Albrecht van der Qualen reckte sich ein wenig, trat ans Fenster und ließ die Scheibe herunter. Er schaute am Zuge entlang. Droben am Postwagen schäfteten sich verschiedene Männer mit dem Ein- und Ausladen von Paketen zu schaffen. Die Lokomotive

gab mehrere Laute von sich, nieste und kollerte ein wenig, schwieg dann und verhielt sich still; aber nur wie ein Pferd stillsteht, das bebend die Hufe hebt, die Ohren bewegt und gierig auf das Zeichen zum Anziehen wartet. Eine große und dicke Dame in langem Regenmantel schleppte mit unendlich besorgtem Gesicht eine centnerschwere Reisetasche, die sie mit einem Knie ruckweise vor sich her stieß, beständig an den Waggon hin und her: stumm, gehehrt und mit angstvollen Augen. Besonders ihre Oberlippe, die sie weit hervorschob, und auf der ganz kleine Schweißtropfen standen, hatte etwas namenlos Rührendes . . . Du Liebe, Arme! dachte van der Qualen. Wenn ich dir helfen könnte, dich unterbringen, dich beruhigen, nur deiner Oberlippe zu Gefallen! Aber jeder für sich, so ist's eingerichtet, und ich, der ich in diesem Augenblicke ganz ohne Angst bin, stehe hier und sehe dir zu, wie einem Käfer, der auf den Rücken gefallen ist . . .

Dämmerung herrschte in der bescheidenen Halle. War es Abend oder Morgen? Er wußte es nicht. Er hatte geschlafen, und es war ganz und gar unbestimmt, ob er zwei, fünf, oder zwölf Stunden geschlafen hatte. Kam es nicht vor, daß er 24 Stunden und länger schlief, ohne die geringste Unterbrechung tief, außerordentlich tief? — Er war ein Herr in einem halblangen, dunkelbraunen Winterüberziehe mit Sammetkragen. Aus seinen Zügen war sein Alter sehr schwer zu erkennen; man konnte gerade zwischen 25 und dem Ende der Dreißiger schwanken

er besaß einen gelblichen Teint, seine Augen aber waren glühend schwarz wie Kohlen und tief umjattet. Diese Augen verrieten nichts Gutes. Verschiedene Aerzte hatten ihm, in ernsten und offenen Gesprächen unter zwei Männern, nicht mehr viele Monate gegeben... Uebrigens war sein dunkles Haar seitwärts glatt geschheitelt.

Er hatte in Berlin — obgleich Berlin nicht der Ausgangspunkt seiner Reise war — gelegentlich mit seiner Handtasche aus rotem Leder den grade abgehenden Schnellzug bestiegen, er hatte geschlafen, und nun, da er erwachte, fühlte er sich so völlig der Zeit enthoben, daß ihn das Behagen durchströmte. Er saß keine Uhr. Er war glücklich, an der dünnen, goldenen Kette, die er um den Hals gehängt trug, nur ein kleines Medaillon in seiner Westentasche zu wissen. Er liebte es nicht, sich in Kenntniß über die Stunde oder auch nur den Wochentag zu befinden, denn auch einen Kalender hielt er sich nicht. Seit längerer Zeit hatte er sich der Gewohnheit entschlagen, zu wissen, an wievielten Tag des Monats oder auch nur, welchen Monat, ja sogar welche Jahreszahl man schrieb. Alles muß in der Luft stehen, pflegte er zu denken, und er verstand ziemlich viel darunter, obgleich es eine was dunkle Redewendung war. Er ward selten oder niemals in dieser Unkenntniß gestört, da er sich bemühte, alle Störungen solcher Art von sich fern zu halten. Genügte es ihm vielleicht nicht, ungefähr zu merken, welche Jahreszeit man hatte? Es ist gewissermaßen Herbst, dachte er, während er in die

trübe und feuchte Halle hinausblifte. Mehr weiß ich nicht! Weiß ich überhaupt, wo ich bin? . . .

Und plötzlich, bei diesem Gedanken, ward die Zufriedenheit, die er empfand, zu einem freudigen Entsetzen. Nein, er wußte nicht, wo er sich befand! War er noch in Deutschland? Zweifelsohne. In Norddeutschland? Das stand dahin! Mit Augen, die noch blöde waren vom Schlafe, hatte er das Fenster seines Coupés an einer erleuchteten Tafel vorübergleiten sehen, die möglicherweise den Namen der Station aufgewiesen hatte . . . nicht das Bild eines Buchstabens war zu seinem Hirn gelangt. In noch trunkenem Zustande hatte er die Schaffner zwei- oder dreimal den Namen rufen hören . . . nicht einen Laut davon hatte er verstanden. Dort aber, dort, in einer Dämmerung, von der er nicht wußte, ob sie Morgen oder Abend bedeutete, lag ein fremder Ort, eine unbekannte Stadt . . . Albrecht van der Qualen nahm seinen Filzhut aus dem Netz, ergriff seine rotlederne Reisetasche, deren Schnallriemen gleichzeitig eine rot und weiß gewürfelte Decke aus Seiden-Wolle umfaßte, in welcher wiederum ein Regenschirm mit silberner Krücke steckte — und obgleich sein Billet nach Florenz lautete, verließ er das Coupé, schritt die bescheidene Halle entlang, legte sein Gepäck in dem betreffenden Bureau nieder, zündete eine Cigarre an, steckte die Hände — er trug weder Stock noch Schirm — in die Paletottaschen und verließ den Bahnhof.

Draußen auf dem trüben, feuchten und ziemlich leeren Platze knallten fünf oder sechs Droschken

utscher mit ihren Peitschen, und ein Mann mit be-
deckter Mütze und langem Mantel, in den er sich
röstelnd hüllte, sagte mit fragender Betonung:
„Gut zum braven Manne?“ Van der Qualen
ankte ihm höflich und ging seines Wegs geradeaus.
Die Leute, denen er begegnete, hatten die Kragen
ihrer Mäntel emporgeklappt; darum that er es auch,
hymiegte das Kinn in den Sammet, rauchte und
hritt nicht schnell und nicht langsam fürbaß.

Er kam an einem untersehten Gemäuer vorüber,
inem alten Thore mit zwei massiven Thürmen, und
berschritt eine Brücke, an deren Geländern Statuen
anden und unter der das Wasser sich trübe und träge
ahintwälzte. Ein langer, morscher Kahn kam vorbei,
n dessen Hinterteil ein Mann mit einer langen
tange ruderte. Van der Qualen blieb ein wenig
ehen und beugte sich über die Brüstung. Sieh da,
achte er, ein Fluß; der Fluß. Angenehm, daß ich
inen ordinären Namen nicht weiß . . . Dann ging er
weiter.

Er ging noch eine Weile auf dem Trottoir einer
straße geradeaus, die weder sehr breit, noch sehr
hmal war, und bog dann irgendwo zur linken Hand
ö. Es war Abend. Die elektrischen Vogenlampen
achten auf, flackerten ein paarmal, glühten, zischten
id leuchteten dann im Nebel. Die Läden schlossen.
Ifo sagen wir, es ist in jeder Beziehung Herbst,
ichte van der Qualen und schritt auf dem schwarz-
issen Trottoir dahin. Er trug keine Galoschen, aber
ne Stiefel waren außerordentlich breit, fest, dura-
l und ermangelten trotzdem nicht der Eleganz.

Er ging andauernd nach links. Menschen schritten und eilten an ihm vorüber, gingen ihren Geschäften nach oder kamen von Geschäften. Und ich gehe mitten unter ihnen, dachte er, und bin so allein und fremd, wie es mutmaßlich kein Mensch gewesen ist. Ich habe kein Geschäft und kein Ziel. Ich habe nicht einmal einen Stock, auf den ich mich stütze. Haltloser, freier, unbetheiligter kann niemand sein. Niemand verdankt mir etwas, und ich verdanke niemandem etwas. Gott hat seine Hand niemals über mich gehalten, er kennt mich gar nicht. Treues Unglück ohne Almosen ist eine gute Sache; man kann sich sagen: Ich bin Gott nichts schuldig...

Die Stadt war bald zu Ende. Wahrscheinlich war er etwa von der Mitte aus in die Quere gegangen. Er befand sich auf einer breiten Vorstadtstraße mit Bäumen und Villen, bog rechts ab, passierte drei oder vier fast dorfartige, nur von Gaslaternen beleuchtete Gassen und blieb schließlich in einer etwa breiteren vor einer Holzpforte stehen, die sich recht neben einem gewöhnlichen, trübgelb gestrichene Hause befand, welches sich seinerseits durch völlig undurchsichtige und sehr stark gewölbte Spiegel-Fenster-scheiben auszeichnete. An der Pforte jedoch war ein Schild befestigt, mit der Aufschrift: „In diese Hause im 3. Stock sind Zimmer zu vermieten.“ Er sagte er, warf den Rest seiner Cigarre fort, ging durch die Pforte, an einer Platte entlang, die das Grundstück von dem benachbarten trennte, linker Hand durch die Hausthür, mit zwei Schritten über den Vorplatz.

auf dem ein ärmlicher Läufer, eine alte, graue Decke lag, und begann, die anspruchlosen Holztreppen hinaufzusteigen.

Auch die Etagenthüren waren sehr bescheiden, mit Milchglasscheiben, vor denen sich Drahtgeflechte befanden, und irgendwelche Namensschilder waren daran. Die Treppenabsätze waren von Petroleumlampen beleuchtet. Im dritten Stockwerk aber — es war das letzte, und hierauf kam der Speicher — befanden sich auch rechts und links von der Treppe noch Eingänge: einfache bräunliche Stubenthüren; ein Name war nicht zu bemerken. Van der Qualen zog in der Mitte den messingnen Klingelknopf... Es schellte, aber drinnen ward keine Bewegung laut. Er pochte links... Keine Antwort. Er pochte rechts... Lange, leichte Schritte ließen sich vernehmen, und man öffnete.

Es war eine Frau, eine große, magere Dame, alt und lang. Sie trug eine Haube mit einer großen, natllilafarbenen Schleife und ein altmodisches, verchossenes, schwarzes Kleid. Sie zeigte ein eingekallenes Vogelgesicht, und auf ihrer Stirn war ein Stück Ausschlag zu sehen, ein moosartiges Gewächs. Es war etwas ziemlich Abscheuliches.

„Guten Abend,“ sagte van der Qualen. „Die Zimmer...“

Die alte Dame nickte; sie nickte und lächelte langsam, stumm und voll Verständnis und wies mit einer schönen, weißen, langen Hand, mit langsamer, müder und vornehmer Gebärde auf die gegenüberliegende,

die linke Thür. Dann zog sie sich zurück und erschien aufs neue mit einem Schlüssel. Sieh da, dachte er, der hinter ihr stand, während sie aufschloß. Sie sind ja wie ein Alb, wie eine Figur von Hoffmann, gnädige Frau... Sie nahm die Petroleumlampe vom Haken und ließ ihn eintreten.

Es war ein kleiner, niedriger Raum mit brauner Diele; seine Wände aber waren bis oben hinauf mit strohfarbenen Matten bekleidet. Das Fenster an der Rückwand rechts verhüllte in langen, schlanken Falten ein weißer Mouffelinvorhang. Die weiße Thür zum Nebenzimmer befand sich rechter Hand.

Die alte Dame öffnete und hob ihre Lampe empor. Dieses Zimmer war erbärmlich kahl, mit nackten, weißen Wänden, von denen sich drei hellrot lackierte Rohrstühle abhoben wie Erdbeeren von Schlagsahne. Ein Kleiderschrank, eine Waschkommode nebst Spiegel... Das Bett, ein außerordentlich mächtiges Mahagonimöbel, stand frei in der Mitte des Raumes.

„Haben Sie etwas dawider?“ fragte die alte Dame und fuhr mit ihrer schönen, langen, weißen Hand leicht über das Moosgewächs an ihrer Stirn... Es war, als sagte sie das nur aus Versehen, als könne sie sich eines gewöhnlicheren Ausdruckes für den Augenblick nicht entsinnen. Sie fügte sofort hinzu: „So zu sagen —?“

„Nein, ich habe nichts dawider,“ sagte van de Qualen. „Die Zimmer sind ziemlich witzig eingo-

richtet. Ich miete sie . . . Ich möchte, daß irgend jemand meine Sachen vom Bahnhofe abholt, hier ist der Schein. Sie werden die Gefälligkeit haben, das Bett, den Nachttisch herrichten zu lassen . . . mir jetzt sogleich den Hausschlüssel, den Etagenschlüssel einzuhändigen . . . sowie Sie mir auch ein paar Handtücher verschaffen werden. Ich möchte ein wenig Toilette machen, dann in die Stadt zum Essen gehen und später zurückkehren.“

Er zog ein vernickeltes Etui aus der Tasche, entnahm ihm Seife und begann, sich an der Waschkommode Gesicht und Hände zu erfrischen. Zwischendurch blickte er durch die stark nach außen gewölbten Fensterscheiben tief hinab über kothige Vorstadtstraßen im Gaslicht, auf Bogenlampen und Willen . . . Während er seine Hände trocknete, ging er hinüber zum Kleiderschrank. Es war ein vierschrötiges, braungeheiztes, ein wenig wackeliges Ding mit einer einfältig verzierten Krönung und stand inmitten der rechten Seitenwand genau in der Nische einer zweiten weißen Thür, die in die Räumlichkeiten führen mußte, zu welchen draußen an der Treppe die Haupt- und Mittelthür den Eingang bildete. Einiges in der Welt ist gut eingerichtet, dachte van der Qualen. Dieser Kleiderschrank paßt in die Thürnische, als wäre er dafür gemacht . . . Er öffnete . . . Der Schrank war vollkommen leer, mit mehreren Reihen von Haken an der Decke; aber es zeigte sich, daß dieses solide Möbel gar keine Rückwand besaß, sondern hinten durch einen grauen Stoff, hartes, ge-

wöhnliches Rupfenzug abgeschlossen war, das mit Nägeln oder Reißstiften an den vier Ecken befestigt war. —

Van der Qualen verschloß den Schrank, nahm seinen Hut, klappte den Kragen seines Paletots wieder empor, löschte die Kerze und brach auf. Während er durch das vordere Zimmer ging, glaubte er, zwischen dem Geräusch seiner Schritte, nebenan, in jenen anderen Räumlichkeiten, einen Klang zu hören, einen leisen, hellen, metallischen Ton... aber es ist ganz unsicher, ob es nicht Täuschung war. Wie wenn ein goldener Ring in ein silbernes Becken fällt, dachte er, während er die Wohnung verschloß, ging die Treppen hinunter, verließ das Haus und fand den Weg zurück zur Stadt.

In einer belebten Straße betrat er ein erleuchtetes Restaurant und nahm an einem der vorderen Tische Platz, indem er aller Welt den Rücken zuwandte. Er aß eine Kräutersuppe mit geröstetem Brot, ein Beefsteak mit Ei, Kompot und Wein, ein Stückchen grünen Gorgonzola und die Hälfte einer Birne. Während er bezahlte und sich anleidete, that er ein paar Züge aus einer russischen Cigarette, zündete dann eine Cigarre an und ging. Er schlenderte ein wenig umher, spürte seinen Heimweg in die Vorstadt auf und legte ihn ohne Eile zurück.

Das Haus mit den Spiegelscheiben lag völlig dunkel und schweigend da, als van der Qualen sich die Hausthür öffnete und die finsternen Stiegen hinan-

stieg. Er leuchtete mit einem Zündhölzchen vor sich her und öffnete im dritten Stockwerk die braune Thür zur Linken, die in seine Zimmer führte. Nachdem er Ueberzieher und Hut auf den Divan gelegt, entzündete er die Lampe auf dem großen Schreibtisch und fand daselbst seine Reisetasche, sowie die Plaidrolle mit dem Regenschirm. Er rollte die Decke auseinander und zog eine Cognacflasche hervor, worauf er der Ledertasche ein Gläschen entnahm und, während er seine Cigarre zu Ende rauchte, im Armstuhle hier und da einen Schluck that. Angenehm, dachte er, daß es auf der Welt doch immerhin Cognac giebt . . . Dann ging er ins Schlafzimmer, wo er die Kerze auf dem Nachttisch entzündete, löschte drüben die Lampe und begann, sich zu entkleiden. Er legte Stück für Stück seines grauen, unauffälligen und dauerhaften Anzuges auf den roten Stuhl am Bette; dann jedoch, als er das Tragband löste, fielen ihm Hut und Paletot ein, die noch auf dem Divan lagen; er holte sie herüber, er öffnete den Kleiderschrank . . . Er that einen Schritt rückwärts und griff mit der Hand hinter sich nach einer der großen, dunkelroten Mahagonifugeln, welche die vier Ecken des Bettes zierten.

Das Zimmer mit seinen kahlen, weißen Wänden, von denen sich die rotlackierten Stühle abhoben, wie Erdbeeren von Schlagsahne, lag in dem unruhigen Lichte der Kerze. Dort aber, der Kleiderschrank, dessen Thür weit offen stand: er war nicht leer, jemand stand darin, eine Gestalt, ein Wesen, so hold, daß Albrecht van der Qualens Herz einen Augenblick

stillstand und dann mit vollen, langsamen, sanften Schlägen zu arbeiten fortfuhr . . . Sie war ganz nackt und hielt einen ihrer schmalen, zarten Arme empor, indem sie mit dem Zeigefinger einen Haken an der Decke des Schrankes umfaßte. Wellen ihres langen, braunen Haares ruhten auf ihren Kinderschultern, von welchen ein Liebreiz ausging, auf den man nur mit Schluchzen antworten kann. In ihren länglichen schwarzen Augen spiegelte sich der Schein der Kerze . . . Ihr Mund war ein wenig breit, aber von einem Ausdruck, so süß, wie die Lippen des Schlafes, wenn sie sich nach Tagen der Pein auf unsere Stirn senken. Sie hielt die Fersen fest geschlossen, und ihre schlanken Beine schmiegten sich aneinander . . .

Albrecht van der Qualen strich sich mit der Hand über die Augen und sah . . . er sah auch, daß dort unten in der rechten Ecke das graue Rupsenzug vom Schranke gelöst war . . . „Wie?“ sagte er . . . „Wollen Sie nicht hereinkommen? . . . wie soll ich sagen . . . herauskommen? Nehmen Sie nicht ein Gläschen Cognac? Ein halbes Gläschen? . . .“ Aber er erwartete keine Antwort hierauf und bekam auch keine. Ihre schmalen, glänzenden und so schwarzen Augen, daß sie ohne Ausdruck, unergründlich und stumm erschienen — sie waren auf ihn gerichtet, aber ohne Halt und Ziel, verschwommen, und als sähen sie ihn nicht.

„Soll ich dir erzählen?“ sagte sie plötzlich mit ruhiger, verschleierter Stimme.

„Erzähle . . .“ antwortete er. Er war in sitzen

der Haltung auf den Bettrand gesunken, der Ueberzieher lag auf seinen Knien, und seine zusammengelegten Hände ruhten darauf. Sein Mund stand ein wenig geöffnet, und seine Augen waren halb geschlossen. Aber das Blut kreiste warm und milde pulsierend durch seinen Körper, und in seinen Ohren sauste es leise.

Sie hatte sich im Schranke niedergelassen und umschlang mit ihren zarten Armen das eine ihrer Kniee, das sie emporgezogen hatte, während das andere Bein nach außen hing. Ihre kleinen Brüste wurden durch die Oberarme zusammengepreßt, und die gestraifte Haut ihres Knies glänzte. Sie erzählte ... erzählte mit leiser Stimme, während die Kerzenflamme lautlose Tänze aufführte ...

Zwei gingen über das Heidefeld, und ihr Haupt lag auf seiner Schulter. Die Kräuter dufteten stark, aber schon stiegen die wolkigen Abendnebel vom Grunde: So fing es an. Und oftmals waren es Berse, die sich auf so unvergleichlich leichte und süße Art reimten, wie es uns hie und da in Fiebernächten im Halbschlaf geschieht. Aber es ging nicht gut aus. Das Ende war so traurig, wie wenn Zwei sich unauslösllich umschlungen halten, und, während ihre Lippen aufeinander liegen, das eine dem anderen ein breites Messer oberhalb des Gürtels in den Körper stößt, und zwar aus guten Gründen. So aber schloß es. Und dann stand sie mit einer unendlich stillen und bescheidenen Gebärde auf, lüftete dort unten den rechten Zipfel des grauen

Zeuges, daß die Rückwand des Schrankes bildete, und war nicht mehr da.

Von nun an fand er sie allabendlich in seinem Kleiderschranke und hörte ihr zu... wie viele Abende? Wie viele Tage, Wochen oder Monate verblieb er in dieser Wohnung und in dieser Stadt? — Niemandem würde es nützen, wenn hier die Zahl stünde. Wer würde sich an einer armseligen Zahl erfreuen? ... Und wir wissen, daß Albrecht van der Qualen von mehreren Ärzten nicht mehr viele Monate zugestanden bekommen hatte.

Sie erzählte ihm... und es waren traurige Geschichten, ohne Trost; aber sie legten sich als eine süße Last auf das Herz und ließen es langsamer und seliger schlagen. Oftmals vergaß er sich... Sein Blut wallte auf in ihm, er streckte die Hände nach ihr aus, und sie wehrte ihm nicht. Aber er fand sie dann mehrere Abende nicht im Schranke, und wenn sie wiederkehrte, so erzählte sie doch noch mehrere Abende nichts und begann dann langsam wieder, bis er sich abermals vergaß.

Wie lange dauerte das... wer weiß es? Wer weiß auch nur, ob überhaupt Albrecht van der Qualen an jenem Nachmittage wirklich erwachte und sich in die unbekannte Stadt begab; ob er nicht vielmehr schlafend in seinem Coupé erster Klasse verblieb und von dem Schnellzuge Berlin-Rom mit ungeheurer

Geschwindigkeit über alle Berge getragen ward? Wer unter uns möchte sich unterfangen, eine Antwort auf diese Frage mit Bestimmtheit und auf seine Verantwortung hin zu vertreten? Das ist ganz ungewiß. Alles muß in der Luft stehen . . .“

Luischen

An Richard Schaukal.



1.

Es giebt Ehen, deren Entstehung die belletristisch geübteste Phantasie sich nicht vorzustellen vermag. Man muß sie hinnehmen, wie man im Theater die abenteuerlichen Verbindungen von Gegensätzen wie Alt und Stupide mit Schön und Lebhaft hinnehmen, die als Voraussetzung gegeben sind und die Grundlage für den mathematischen Aufbau einer Fiktion bilden.

Was die Gattin des Rechtsanwalts Jacoby betrifft, so war sie jung und schön, eine Frau von ungewöhnlichen Reizen. Vor — sagen wir einmal — fünfzig Jahren war sie auf die Namen Anna, Margarethe, Rosa, Amalie getauft worden, aber man nannte sie, indem man die Anfangsbuchstaben dieser Vornamen zusammenstellte, von jeher nicht anders als Amra genannt, ein Name, der mit seinem exotischen Klange zu ihrer Persönlichkeit paßte wie kein anderer. Denn obgleich die Dunkelheit ihres starken, dunklen Haares, das sie seitwärts gescheitelt und nach beiden Seiten schräg von der schmalen Stirn hinweggerichtet trug, nur die Bräune des Kastanienkernes zeigte, so zeigte ihre Haut doch ein vollkommen süd-

liches mattes und dunkles Gelb, und diese Haut umspannte Formen, die ebenfalls von einer südlichen Sonne gereift erschienen und mit ihrer vegetativen und indolenten Leppigkeit an diejenigen einer Sultania gemahnten. Mit diesem Eindruck, den jede ihrer begehrlieh trügen Bewegungen hervorrief, stimmte durchaus überein, daß höchst wahrscheinlich ihr Bestand von Herzen untergeordnet war. Sie brauchte jemanden ein einziges Mal, indem sie auf originelle Art ihre hübschen Brauen ganz wagerecht in die forrührend schmale Stirn erhob, aus ihren ungewissen braunen Augen angeblickt zu haben, und man wußte das. Aber auch sie selbst, sie war nicht einfältig genug, es nicht zu wissen; sie vermied es ganz einfach sich Blößen zu geben, indem sie selten und wenig sprach: und gegen eine Frau, welche schön ist und schweigt, ist nichts einzuwenden. Oh! das Wort „einfältig“ war überhaupt wohl am wenigsten bezeichnend für sie. Ihr Blick war nicht nur thöricht, sondern auch von einer gewissen lüsternen Verschlagenheit und man sah wohl, daß diese Frau nicht zu sehr beschränkt war, um geneigt zu sein, Unheil zu stiften. Uebrigens war vielleicht ihre Nase im Profile wenig zu stark und fleischig; aber ihr üppiger und breiter Mund war vollendet schön, wenn auch ohne einen anderen Ausdruck, als den der Sinnlichkeit.

Diese besorgnißerregende Frau also war die Gattin des etwa vierzig Jahre alten Rechtsanwalts Jacoby — und wer diesen sah, der staunte. Er war beliebt, der Rechtsanwalt, er war mehr als beliebt

er ein wahrer Koloss von einem Manne! Seine Hine, die stets in aschgrauen Hosen steckten, erinnerte in ihrer säulenhaften Formlosigkeit an diejenigen eines Elefanten, sein von Fettpolstern gewölbter Rücken war der eines Bären, und über der ungeheuren Rundung seines Bauches war das sonderbare gingraue Jäckchen, das er zu tragen pflegte, so nachlässig mit einem einzigen Knopfe geschlossen, daß es nach beiden Seiten bis zu den Schultern zurückfiel, sobald der Knopf geöffnet wurde. Auf diesem gewaltigen Rumpf aber saß, fast ohne den Uebergang eines Halses, ein verhältnismäßig kleiner Kopf mit kleinen und wässerigen Augen, einer kurzen, gebogenen Nase und vor Ueberfülle herabhängenden Ohren, zwischen denen sich ein ganz winziger Mund mit wehmütig gesenkten Winkeln verlor. Den runden Schädel sowie die Oberlippe bedeckten spärliche und harte, hellblonde Borsten, die überall die nackte Haut hervorschimmern ließen, wie bei einem überfetzten Hunde... Ach! es mußte aller Welt klar sein, daß die Leibesfülle des Rechtsanwalts nicht von gunder Art war. Sein in der Länge wie in der Breite riesenhafter Körper war überfett, ohne mühselig zu sein, und oft konnte man beobachten, wie ein plötzlicher Blutstrom sich in sein verquollenes Gesicht ergoß, um ebenso plötzlich einer gelblichen Blässe zu weichen, während sein Mund sich auf säuerliche Weise verzog...

Die Praxis des Rechtsanwalts war ganz beschränkt; aber da er, zum Teile von seiten seiner Gat-

tin, ein gutes Vermögen besaß, so bewohnte das —
 übrigens kinderlose — Paar in der Kaiserstraße ein
 komfortables Stadtwerk und unterhielt einen le-
 bhaften gesellschaftlichen Verkehr: lediglich, wie
 wiß ist, den Neigungen Frau Amras gemäß, denn
 ist unmöglich, daß der Rechtsanwalt, der nur mit
 einem gequälten Eifer bei der Sache zu sein schie-
 sich glücklich dabei befand. Der Charakter dies-
 bidden Mannes war der sonderbarste. Es gab keine
 Menschen, der gegen alle Welt höflicher, zuvorkom-
 mender, nachgiebiger gewesen wäre, als er; aber ob-
 es sich vielleicht auszusprechen, empfand man, daß
 sein überfreundliches und schmeichlerisches Betrag
 aus irgend welchen Gründen erzwungen war, daß
 auf Kleinmut und innerer Unsicherheit beruhte, und
 fühlte sich unangenehm berührt. Kein Anblick
 häßlicher, als derjenige eines Menschen, der sich selbst
 verachtet, der aber aus Feigheit und Eitelkeit de-
 noch liebenswürdig sein und gefallen möchte: und
 nicht anders verhielt es sich, meiner Ueberzeugung
 nach, mit dem Rechtsanwalt, der in seiner fast er-
 schreckenden Selbstverkleinerung zu weit ging, als daß
 sich die notwendige persönliche Würde bewahrt hal-
 konnte. Er war im Stande, zu einer Dame, die er
 Tische führen wollte, zu sprechen: „Gnädige Frau,
 ich bin ein widerlicher Mensch, aber wollen Sie
 Güte haben? ...“ Und dies sagte er, ohne Tadel
 zur Selbstverspottung, bitterfüßlich, gequält und
 stoßend. — Die folgende Anekdote beruht gleichfalls
 auf Wahrheit. Als der Rechtsanwalt eines Tages

vazieren ging, kam ein rüder Dienstmann mit einem Landwagen daher und fuhr ihm mit dem einen Kade eifrig über den Fuß. Zu spät hielt der Mann den Wagen an und wandte sich um, — worauf der Rechtsanwalt, gänzlich fassungslos, blaß und mit bebenden Wangen, ganz tief den Hut zog und stammelte: „Verzeihen Sie mir!“ — Dergleichen empört. Aber dieser wunderbare Koloss schien beständig vom bösen Geiste geplagt zu sein. Wenn er mit seiner Gattin auf dem „Verchenberge“ erschien, der Hauptpromenade der Stadt, so grüßte er, während er hier und da einen neuen Blick auf die wundervoll elastisch daherschreitende Amra warf, so übereifrig, ängstlich und beifrisch nach allen Seiten, als ob er das Bedürfnis empfände, sich demütig vor jedem Leutnant zu bücken und um Verzeihung zu bitten, daß er, gerade er im Besitz dieser schönen Frau sich befinde; und der flüchtig freundliche Ausdruck seines Mundes schien zu zeigen, daß man ihn nicht verspotten möge.

2.

Es ist schon angedeutet worden: Warum eigentlich Amra den Rechtsanwalt Jacoby geheiratet hatte, das steht dahin. Er aber, von seiner Seite, er liebte sie, und zwar mit einer Liebe, so inbrünstig, wie sie bei Leuten seiner Körperbildung sicherlich selten zu finden ist, und so demütig und angstvoll, wie sie seinem übrigen Wesen entsprach. Oftmals, spät am Abend, wenn Amra bereits in dem großen Schlafkammer, dessen hohe Fenster mit faltigen geblühten

Gardinen verhängt waren, sich zur Ruhe gelegt hatte, kam der Rechtsanwält, so leise, daß man nicht seine Schritte, sondern nur das langsame Schüttern des Fußbodens und der Meubles vernahm, an ihr schweres Bett, kniete nieder und ergriff mit unendlicher Vorsicht ihre Hand. Amra pflegte in solchen Fällen ihre Brauen wagerecht in die Stirn zu ziehen und ihren ungeheuren Gatten, der im schwachen Licht der Nachtlampe vor ihr lag, schweigend und mit einem Ausdruck sinnlicher Bosheit zu betrachten. Er aber, während er mit seinen plumphen und zitternden Händen behutsam das Hemd von ihrem Arm zurückstrich und sein traurig dieses Gesicht in das weiche Gelenk dieses vollen und bräunlichen Armes drückte, dort, wo sich kleine, blaue Adern von dem dunklen Teint abzeichneten, — er begann mit unterdrückter und bebender Stimme zu sprechen, wie ein verständiger Mensch eigentlich im alltäglichen Leben nicht zu sprechen pflegt. „Amra,“ flüsterte er, „meine liebe Amra! Ich störe dich nicht? Du schließt noch nicht? Lieber Gott, ich habe den ganzen Tag darüber nachgedacht, wie schön du bist und wie ich dich liebe! . . . Paß auf, was ich dir sagen will (es ist so schwer, es auszudrücken) . . . Ich liebe dich so sehr, daß sich manchmal mein Herz zusammenzieht und ich nicht weiß, wohin ich gehen soll; ich liebe dich über meine Kraft! Du verstehst das wohl nicht, aber du wirst es mir glauben, und du mußt mir ein einziges Mal sagen, daß du mir ein wenig dankbar dafür sein wirst, denn, siehst du, eine solche Liebe, wie die

ine zu dir, hat ihren Wert in diesem Leben . . . und
ß du mich niemals verraten und hintergehen wirst,
ch wenn du mich wohl nicht lieben kannst, aber aus
ankbarkeit, allein aus Dankbarkeit . . . ich komme
z dir, um dich darum zu bitten, so herzlich, so innig
i bitten kann . . .“ Und solche Reden pflegten da-
t zu enden, daß der Rechtsanwalt, ohne seine Lage
z verändern, ansing, leise und bitterlich zu weinen.
S. diesem Falle aber ward Amra gerührt, strich mit
t: Hand über die Borsten ihres Gatten und sagte
rhrere Male in dem langgezogenen, tröstenden und
equanten Tone, in dem man zu einem Hunde
sicht, der kommt, einem die Füße zu lecken: „Ja —!
S —! Du gutes Tier —!“

Dieses Benehmen Amras war sicherlich nicht
bjenige einer Frau von Sitten. Auch ist es an der
it, daß ich mich der Wahrheit entlaste, die ich bis-
ig zurückhielt, der Wahrheit nämlich, daß sie ihren
Gatten dennoch täuschte, daß sie ihn, sage ich, betrog,
nd zwar mit einem Herrn namens Alfred Lütner.
Es war ein junger Musiker von Begabung, der sich
dch amüsante kleine Kompositionen mit seinen
fuenundzwanzig Jahren bereits einen hübschen Ruf
erworben hatte; ein schlanker Mensch mit ledem Ge-
sit, einer blonden, losen Frisur und einem sonnigen
Lheln in den Augen, das sehr bewußt war. Er ge-
h te zu dem Schlage jener kleinen Artisten von heu-
tze, die nicht allzu viel von sich verlangen, in
eier Linie glückliche und lebenswürdige Menschen
se wollen, sich ihres angenehmen kleinen Talentes

bedienen, um ihre persönliche Liebenswürdigkeit zu erhöhen, und in Gesellschaft gern das naive Genie spielen. Bewußt kindlich, unmoralisch, skrupellos, fröhlich, selbstgefällig wie sie sind, und gesund genug, um sich auch in ihren Krankheiten noch gefallen zu können, ist ihre Eitelkeit in der That liebenswürdig, solange sie noch niemals verwundet wurde. Wehe jedoch diesen kleinen Glücklichen und Mimen, wenn ein ernsthaftes Unglück sie befällt, ein Leiden, mit dem sich nicht kokettieren läßt, in dem sie sich nicht mehr gefallen können! Sie werden es nicht verstehen, auf anständige Art unglücklich zu sein, sie werden mit dem Leiden nichts „anzufangen“ wissen, sie werden zu Grunde gehen . . . allein das ist eine Geschichte für sich. — Herr Läubner machte hübsche Sachen: Walzer und Mazurken zumeist, deren Vergnügtheit zwar ein wenig zu populär war, als daß sie (soweit ich mich darauf verstehe) zur „Musik“ hätten gerechnet werden können, würde nicht jede dieser Kompositionen eine kleine, originelle Stelle enthalten haben, einen Uebergang, einen Einsatz, eine harmonische Wendung, irgend eine kleine nervöse Wirkung, die Witz und Erfindsamkeit verriet, um derentwillen sie gemacht schienen, und die sie auch für ernsthaftere Kenner interessant machte. Oftmals hatten diese zwei einsamer Takte etwas wunderbar Wehmütiges und Melancholisches an sich, was plöblich und schnell vergehen in der Tanzsaalheiterkeit der Werkchen aufklang . . .

Für diesen jungen Mann also war Amra Jacob in sträflicher Reigung entbrannt, und er feinsteil

hatte nicht genug Sittlichkeit befaßen, ihren Anforderungen zu widerstehen. Man traf sich hier, man traf sich dort, und ein unkeusches Verhältniß verband seit Jahr und Tag die beiden: ein Verhältniß, von dem die ganze Stadt wußte, und über das sich die ganze Stadt hinter dem Rücken des Rechtsanwalts interhielt. Und was ihn, den letzteren, betraf? Amra war zu dumm, um an bösem Gewissen eiden und sich ihm dadurch verraten zu können. Es muß durchaus als ausgemacht hingestellt werden, daß der Rechtsanwalt, wie sehr auch immer sein Herz von Sorge und Angst beschwert gewesen sein mag, keinen bestimmten Verdacht gegen seine Gattin hegen konnte.

3.

Nun war, um jedes Herz zu erfreuen, der Frühling ins Land gezogen, und Amra hatte einen allerliebsten Einfall gehabt.

„Christian,“ sagte sie — der Rechtsanwalt hieß Christian — „wir wollen ein Fest geben, ein großes Fest dem neugebrauten Frühlingsbiere zu Ehren, — ganz einfach natürlich, nur kalter Kalbsbraten, aber mit vielen Leuten.“

„Gewiß,“ antwortete der Rechtsanwalt. „Aber könnten wir es nicht vielleicht noch ein wenig hinauschieben?“

Hierauf antwortete Amra nicht, sondern ging sofort auf Einzelheiten ein.

„Es werden so viele Leute sein, weißt du, daß unser Raum hier zu beschränkt sein wird; wir müssen

uns ein Etablissement, einen Garten, einen Saal vorm Thore mieten, um hinreichend Platz und Luft zu haben. Das wirst du begreifen. Ich denke in erster Linie an den großen Saal des Herrn Wendelin, am Fuße des Lerchenberges. Dieser Saal liegt frei und ist mit der eigentlichen Wirtschaft und der Brauerei nur durch einen Durchgang verbunden. Man kann ihn festlich ausschmücken, man kann dort lange Tische aufstellen und Frühlingsbier trinken; man kann dort tanzen und musizieren, vielleicht auch ein bißchen Theater spielen, denn ich weiß, daß eine kleine Bühne dort ist, worauf ich besonderes Gewicht lege . . . Kurz und gut: es soll ein ganz originelles Fest werden, und wir werden uns wundervoll unterhalten.“

Das Gesicht des Rechtsanwaltes war während dieses Gespräches leicht gelblich geworden, und seine Mundwinkel zuckten abwärts. Er sagte:

„Ich freue mich von Herzen darauf, meine liebe Amra. Ich weiß, daß ich alles deiner Geschicklichkeit überlassen darf. Ich bitte dich, deine Vorbereitungen zu treffen . . .“

4.

Und Amra traf ihre Vorbereitungen. Sie nahm Rücksprache mit verschiedenen Damen und Herren, sie mietete persönlich den großen Saal des Herrn Wendelin, sie bildete sogar eine Art von Komitee aus Herrschaften, die aufgefordert worden waren oder sich erboten hatten, bei den heiteren Darstellungen mitzuwirken, welche das Fest verschönern sollten . . . Dieses

Komitee bestand ausschließlich aus Herren, bis auf die Gattin des Hofschauspielers Hildebrandt, welche Sängerin war. Im übrigen zählten Herr Hildebrandt selbst, ein Assessor Witznagel, ein junger Maler und Herr Alfred Bütner dazu, abgesehen von einigen Studenten, die durch den Assessor eingeführt worden waren und Negertänze zur Aufführung bringen sollten.

Acht Tage bereits, nachdem Amra ihren Entschluß gefaßt hatte, war dieses Komitee, um Rats zu pflegen, in der Kaiserstraße versammelt, und zwar in Amras Salon, einem kleinen, warmen und vollen Raum, der mit einem dicken Teppich, einer Ottomane nebst vielen Kissen, einer Fächerpalme, englischen Ledersesseln und einem Mahagoni-Tisch mit geschweiften Beinen ausgestattet war, auf dem eine Blüschdecke und mehrere Prachtwerke lagen. Auch ein Kamin war vorhanden, der noch ein wenig geheizt war; auf der schwarzen Steinplatte standen einige Teller mit fein belegtem Butterbrot, Gläser und zwei Karaffen mit Cherry. — Amra lehnte, einen Fuß leicht über den andern gestellt, in den Kissen der Ottomane, die von der Fächerpalme beschattet ward, und war schön wie eine warme Nacht. Eine Bluse aus heller und ganz leichter Seide umhüllte ihre Büste, ihr Rock aber war aus einem schweren, dunklen und mit großen Blumen bestickten Stoff; hier und da strich sie mit einer Hand die kastanienbraune Haarwelle aus der schmalen Stirn. — Frau Hildebrandt, die Sängerin, saß gleichfalls auf der Ottomane neben ihr; sie

hatte rotes Haar und war im Reitkleide. Gegenüber aber den beiden Damen hatten in gedrängtem Halbkreise die Herren Platz genommen — mitten unter ihnen der Rechtsanwalt, der nur einen ganz niedrigen Ledersessel gefunden hatte und sich unsäglich unglücklich ausnahm; dann und wann that er einen schweren Atemzug und schludte hinunter, als ob er gegen aufsteigende Uebelkeit kämpfte... Herr Alfred Lütner, im Lawn-Tennis-Anzug, hatte auf einen Stuhl verzichtet und lehnte schmuß und fröhlich am Ramin, weil er behauptete, nicht so lange ruhig sitzen zu können.

Herr Hildebrandt sprach mit wohlklingender Stimme über englische Lieder. Er war ein äußerst solid und gut in Schwarz gekleideter Mann mit dickem Cäsarenkopf und sicherem Auftreten — ein Hoffchauspieler von Bildung, gediegenen Kenntnissen und geläutertem Geschmaç. Er liebte es, in ernstestn Gesprächen Ibsen, Bala und Tolstoj zu verurteilen, die ja die gleichen verwerflichen Ziele verfolgten; heute aber war er mit Deutseligkeit bei der geringfügigen Sache.

„Kennen die Herrschaften vielleicht das köstliche Lied ‚That’s Maria!‘?“ sagte er . . . „Es ist ein wenig pikant, aber von ganz ungemeiner Wirksamkeit. Auch wäre da noch das berühmte —“ und er brachte noch einige Lieder in Vorschlag, über die man sich schließlich einigte, und die Frau Hildebrandt singen zu wollen erklärte. — Der junge Maler, ein Herr mit stark abfallenden Schultern und blondem

Witzbart, sollte einen Zauberfünftler parodieren, während Herr Hildebrandt beabsichtigte, berühmte Lieder darzustellen... kurz, alles entwickelte sich zum Besten, und das Programm schien bereits fertiggestellt, als Herr Assessor Witznagel, der über coulante Bewegungen und viele Mensur-Marben verfügte, plötzlich aufs neue das Wort ergriff.

„Schön und gut, meine Herrschaften, das alles spricht in der That unterhaltend zu werden. Nein, ich stehe nicht an, noch eines auszusprechen. Ich dünkt, uns fehlt noch etwas, und zwar die Hauptnummer, die Glanznummer, der Clou, der Höhepunkt... etwas ganz Besonderes, ganz Verblüffendes, ein Spaß, der die Heiterkeit auf den Kopf bringt... kurz, ich stelle anheim, ich habe keinen bestimmten Gedanken; jedoch meinem Gefühle nach...“

„Das ist im Grunde wahr!“ ließ Herr Rütner von Kamine her seine Tenorstimme vernehmen. „Witznagel hat recht. Eine Haupt- und Schlussnummer wäre sehr wünschenswert. Denken wir nach...“ Als während er mit einigen raschen Griffen seinen roten Gürtel zurecht schob, blickte er forschend umher. Sein Ausdruck seines Gesichtes war wirklich liebenswürdig.

„Je nun,“ sagte Herr Hildebrandt; „wenn man die großen Männer nicht als Höhepunkt auffassen kann!...“

Alle stimmten dem Assessor bei. Eine besonders prächtige Hauptnummer sei wünschenswert. Selbst

der Rechtsanwält nickte und sagte leise: „Wahrhaftig — etwas hervorragend Heiteres . . .“ Alle versanken in Nachdenken.

Und am Ende dieser Gesprächspause, die eine Minute dauerte und nur durch kleine Ausstriche des Ueberlegens unterbrochen ward, geschah das Seltsame. Amra saß in die Kissen der Ottomane zurückgelehnt und nagte flink und eifrig wie eine Maus an dem spitzen Nagel ihres kleinen Fingers während ihr Gesicht einen ganz eigenartigen Ausdruck zeigte. Ein Lächeln lag um ihren Mund, ein abwesendes und beinahe irres Lächeln, das von einem schmerzlichen und zugleich grausamen Lüsternem redete, und ihre Augen, welche ganz weit geöffnet und ganz blank waren, schweiften langsam zu Ramin hinüber, wo sie für eine Sekunde in dem Blicke des jungen Musikers hängen blieben. Doch aber, mit einem Ruck, schob sie den ganzen Oberkörper zur Seite, ihrem Gatten, dem Rechtsanwalte, entgegen, und während sie ihm, beide Hände im Schooße, mit einem klammernden und saugenden Blicke ins Gesicht starrte, wobei ihr Antlitz sichtlich erbleichte, sprach sie mit voller und langsamer Stimme:

„Christian, ich schlage vor, daß du zum Schluß als Chanteuse in einem rotseidenen Babykleide trittst und uns etwas vortanzest.“ —

Die Wirkung dieser wenigen Worte war unerwartet heuer. Nur der junge Maler versuchte gutmüthig zu lachen, während Herr Sildebrandt mit steinkaltem Gesicht seinen Ärmel säuberte, die Studenten hielten

n und unziemlich laut ihre Schnupftücher gerauchten, Frau Hildebrandt heftig errötete, was nicht oft geschah, und Assessor Witznagel einfach davonlief, um sich ein Butterbrot zu holen. Der Rechtsanwalt hockte in qualvoller Stellung auf einem niedrigen Sessel und blickte mit gelbem Gesicht und einem angsterfüllten Lächeln umher, indem er sammelte:

„Aber mein Gott... ich... wohl kaum beihigt... nicht als ob... verzeihen Sie mir...“

Alfred Lütner hatte kein sorgloses Gesicht mehr. Es sah aus, als ob er ein wenig rot geworden sei, und mit vorgestrecktem Kopf blickte er in Amras Augen, verstört, verständnislos, forschend...

Sie aber, Amra, ohne ihre eindringliche Stellung zu verändern, fuhr mit derselben gewichtigen Betonung zu sprechen fort:

„Und zwar solltest du ein Lied singen, Christian, es Herr Lütner komponiert hat, und das er dich auf dem Klavier begleiten wird; das wird der bested und wirksamste Höhepunkt unseres Festes sein.“

Eine Pause trat ein, eine drückende Pause. Dann doch, ganz plötzlich, begab sich das Sonderbare, daß Herr Lütner, angesteckt gleichsam, mitgerissen und aufgereggt, einen Schritt vortrat und zitternd vorer Art jähher Begeisterung rasch zu sprechen begann:

„Bei Gott, Herr Rechtsanwalt, ich bin bereit, erkläre mich bereit, Ihnen etwas zu komponieren. Sie müssen es singen, Sie müssen es tanzen...“

Es ist der einzig denkbare Höhepunkt des Festes . . . Sie werden sehen, Sie werden sehen — es wird das Beste sein, was ich gemacht habe und jemals machen werde . . . In rotseidenem Babykleide! Ach, Ich Frau Gemahlin ist eine Künstlerin, eine Künstlerin sage ich! Sie hätte sonst nicht auf diesen Gedanken kommen können! Sagen Sie ja, ich flehe Sie an willigen Sie ein! Ich werde etwas leisten, ich werde etwas machen, Sie werden sehen . . .“

Hier löste sich alles, und alles geriet in Bewegung. Sei es aus Bosheit oder aus Höflichkeit — alles begann, auf den Rechtsanwalt mit Bitten einzustürmen, und Frau Hildebrandt ging so weit, mit ihrer Brünnhildenstimme ganz laut zu sagen: „Herr Rechtsanwalt, Sie sind doch sonst ein lustiger und unterhaltender Mann!“ Aber auch er selbst, der Rechtsanwalt, fand nun Worte, und, ein wenig geneigt, aber mit einem starken Aufwand von Entschiedenheit, sagte er:

„Hören Sie mich an, meine Herrschaften — was soll ich Ihnen sagen? Ich bin nicht geeignet, glauben Sie mir. Ich besitze wenig komische Begabungen und abgesehen davon . . . kurz, nein, das ist leider unmöglich.“

Bei dieser Weigerung beharrte er hartnäckig, und da Amra nicht mehr in die Unterhaltung eingriff, saß sie mit ziemlich abwesendem Gesichtsausdruck zurückgelehnt da, und da auch Herr Lütner kein Wort mehr sprach, sondern in tiefer Betrachtung auf

abeste des Teppichs starrte, so gelang es Herrn
Ldebrandt, dem Gespräche eine andere Wendung zu
geben, und bald darauf löste sich die Gesellschaft auf,
eine über die letzte Frage zu einer Entscheidung ge-
langt zu sein. —

Am Abend des nämlichen Tages jedoch, als
Amra schlafen gegangen war und mit offenen Augen
lag, trat schweren Schrittes ihr Gatte ein, zog einen
Stuhl an ihr Bett, ließ sich nieder und sagte leise und
zögernd:

„Höre, Amra, um offen zu sein, so bin ich von
denken bedrückt. Wenn ich heute den Herrschaften
zu abweisend begegnet bin, wenn ich sie vor die
Ihre gestoßen habe — Gott weiß, daß es nicht meine
Absicht war! Oder solltest du ernstlich der Meinung
sein... ich bitte dich...“

Amra schwieg einen Augenblick, während ihre
Augen sich langsam in die Stirn zogen. Dann
legte sie die Achseln und sagte:

„Ich weiß nicht, was ich dir antworten soll, mein
Freund. Du hast dich betragen, wie ich es niemals
von dir erwartet hätte. Du hast dich mit unfreund-
lichen Worten geweigert, die Aufführungen durch
deine Mitwirkung zu unterstützen, die, was dir nur
schmeichelhaft sein kann, von allen für notwendig
gehalten wurde. Du hast alle Welt, um mich eines
schlechten Ausdrucks zu bedienen, aufs schwerste ent-
scheidet, und du hast das ganze Fest durch deine rauhe
Ungefälligkeit gestört, während es deine Pflicht als
Wirtgeber gewesen wäre...“

Der Rechtsanwält hatte den Kopf sinken lassen, und schwer atmend sagte er:

„Nein, Amra, ich habe nicht ungefällig sein wollen, glaube mir das. Ich will niemand beleidigen und niemandem mißfallen, und wenn ich mich häßlich benommen habe, so bin ich bereit, es wieder gut zu machen. Es handelt sich um einen Scherz, eine Mummerei, einen unschuldigen Spaß — warum nicht? Ich will das Fest nicht stören, ich erkläre mich bereit . . .“

— Am nächsten Nachmittage fuhr Amra wieder einmal aus, um „Besorgungen“ zu machen. Sie hielt in der Holzstraße Nr. 78 und stieg in das zweite Stockwerk hinauf, woselbst man sie erwartete. Und während sie hingestreckt und aufgelöst in Liebe seiner Kopf an ihre Brust drückte, flüsterte sie mit Leidenschaft:

„Sehe es vierhändig, hörst du! Wir werden ihn miteinander begleiten, während er singt und tanzt! Ich, ich werde für das Kostüm sorgen . . .“

Und ein seltsamer Schauer, ein unterdrücktes und krampfhaftes Gelächter ging durch die Glieder beider. —

5.

Jedem, der ein Fest zu geben wünscht, ein Unterhaltung größeren Stils im Freien, sind die Lokalitäten des Herrn Wendelin am Verchenberge auf beste zu empfehlen. Von der anmutigen Vorstadtstraße aus betritt man durch ein hohes Gatterthor den parkartigen Garten, der dem Etablissement zu

e antwesenden Damen, indem er aus der nächsten
ase und vom Tischtuch eine Handvoll Blumen nahm
id jeder davon eine Dame verglich. Amra Jacoby
er, die ihm in einer Toilette aus dünner, gelber
eide gegenüber saß, ward „die schönere Schwester
r Thetrose“ genannt.

Gleich darauf strich sie mit der Hand über ihren
reichen Scheitel, hob die Augenbrauen und nickte
rem Gatten ernsthaft zu, — worauf der dicke Mann
h erhob und beinahe die ganze Stimmung verdor-
ln hätte, indem er in seiner peinlichen Art mit häß-
ihem Lächeln ein paar armselige Worte stammelte
.. Nur ein paar künstliche Bravos wurden laut,
id einen Augenblick herrschte bedrücktes Schweigen.
Sobald jedoch trug die Fröhlichkeit wieder den Sieg
von, und schon begann man auch, sich rauchend und
gmlich bezechet zu erheben und eigenhändig unter
großem Lärm die Tische aus dem Saale zu schaf-
fi, denn man wollte tanzen..

Es war nach elf Uhr, und die Zwanglosigkeit
war vollkommen geworden. Ein Teil der Gesellschaft
tr in den buntbeleuchteten Garten hinausgeströmt,
zu frische Luft zu schöpfen, während ein anderer im
Saale verblieb, in Gruppen beisammenstand, rauchte,
lauderte, Bier zapfte, im Stehen trank... Da er-
scholl von der Bühne ein starker Trompetenstoß, der
alles in den Saal berief. Musiker — Bläser und
Reicher — waren eingetroffen und hatten sich vorm
Orchang niedergelassen; Stuhlreihen, auf denen rote
Logogramme lagen, waren aufgestellt worden, und

die Damen ließen sich nieder, während die Herren hinter ihnen oder zu beiden Seiten sich aufstellten. Es herrschte erwartungsvolle Stille.

Dann spielte das kleine Orchester eine rauschende Ouvertüre, der Vorhang öffnete sich — und siehe, da stand eine Anzahl scheußlicher Neger, in schreienden Kostümen und mit blutroten Lippen, welche die Zähne fletschten und ein barbarisches Geheul begannen... Diese Aufführungen bildeten in der That den Höhepunkt von Amras Fest. Begeistertes Applaus brach los, und Nummer für Nummer entwickelte sich das klug komponierte Programm: Frau Hildebrandt trat mit einer gepuderten Perücke auf, stieß mit einem langen Stock auf den Fußboden und sang überlaut: „That's Maria!“ Ein Zauberfünstler erschien in ordenbedecktem Frack, um das Erstaunliche zu vollführen, Herr Hildebrandt stellte Goethe, Bismarck und Napoleon zum Erschrecken ähnlich da und Redakteur Doktor Wiesensprung übernahm im letzten Augenblick einen humoristischen Vortrag über das Thema: „Das Frühlingsbier in seiner sozialen Bedeutung.“ Am Ende jedoch erreichte die Spannung ihren Gipfel, denn die letzte Nummer stand bevor, diese geheimnisvolle Nummer, die auf dem Programm mit einem Lorbeerkranz eingerahmt war und also lautete: „L u i s e n. Gesang und Tanz. Musik von Alfred Läutner.“ —

Eine Bewegung ging durch den Saal, und die Blicke trafen sich, als die Musiker ihre Instrumente beiseite stellten und Herr Läutner, der bisla

hweigsam und die Cigarette zwischen den gleichgiltig aufgeworfenen Lippen an einer Thür gelehnt hatte, zusammen mit Amra Jacoby an dem Piano Platz nahm, das in der Mitte vorm Vorhang stand. Sein Gesicht war geröthet, und er blätterte nervös in den geschriebenen Noten, während Amra, die im Gegentheil ein wenig blaß war, einen Arm auf die Stuhllehne gestützt, mit einem lauernden Blick ins Publikum sah. Dann erscholl, während alle Hälse sich reckten, das scharfe Klingelzeichen. Herr Lütner und Amra spielten ein paar Takte belangloser Einleitung, der Vorhang rollte empor, Zwischen erschien . . .

Ein Ruck der Verblüffung und des Erstarrens pflanzte sich durch die Menge der Zuschauer fort, als diese traurige und gräßlich aufgeputzte Masse in mühsamem Barentanzschritt hereinkam. Es war der rechtsanwalt. Ein weites, faltenloses Kleid aus rotter Seide, welches bis zu den Füßen hinabfiel, umgab seinen unförmigen Körper, und dieses Kleid war ausgeschnitten, sodaß der mit Mehlpuder besetzte Hals widerlich freilag. Auch die Ärmel waren an den Schultern ganz kurz gepufft, aber lange, hellrothe Handschuhe bedeckten die dicken und muskellosen Arme, während auf dem Kopfe eine hohe, semmelronde Locken-Coiffüre saß, auf der eine grüne Feder ruhte und wieder wankte. Unter dieser Verüde aber leuchtete ein gelbes, verquollenes, unglückliches und verweilt munteres Gesicht hervor, dessen Wangen beängstigend in mitleiderregender Weise auf- und niederbeugten, und dessen kleine, rotgeränderte Augen, ohne

etwas zu sehen, angestrengt auf den Fußboden niederstarrten, während der dicke Mann sich mühsam von einem Bein auf das andere warf, wobei er entweder mit beiden Händen sein Kleid erfaßt hielt oder mit kraftlosen Armen beide Zeigefinger emporhob — er wußte keine andere Bewegung; und mit gepreßter und keuchender Stimme sang er zu den Klängen des Pianos ein albernes Lied . . .

Ging nicht mehr als jemals von dieser jammervollen Figur ein kalter Hauch des Leidens aus, der jede unbefangene Fröhlichkeit tötete und sich wie ein unabwendbarer Druck peinvoller Mißstimmung über diese ganze Gesellschaft legte? . . . Das nämliche Grauen lag im Grunde aller der zahllosen Augen, die sich wie gebannt geradeaus auf dieses Bild richteten, auf dieses Paar am Klaviere und auf diesen Ehegatten dort oben . . . Der stille, unerhörte Skandal dauerte wohl fünf lange Minuten.

Dann aber trat der Augenblick ein, den niemand, der ihm beigewohnt, während der Dauer seines Lebens vergessen wird . . . Bergewärtigen wir uns, was in dieser kleinen furchtbaren und komplizierten Zeitspanne eigentlich vor sich ging.

Man kennt das lächerliche Couplet, das „Luischen“ betitelt ist, und man erinnert sich ohne Zweifel der Zeilen, welche lauten:

„Den Walzertanz und auch die Polle
Hat keine noch, wie ich, vollführt;
Ich bin Luischen aus dem Volke,
Die manches Männerherz gerührt . . .“

— dieser unschönen und leichtfertigen Verse, die den Refrain der drei ziemlich langen Strophen bilden. Nun wohl, bei der Neukomposition dieser Worte hatte Alfred Lütner sein Meisterstück vollbracht, indem er in seiner Manier, inmitten eines vulgären und komischen Nachwerkes durch ein plötzliches Kunststück der hohen Kunst zu verblüffen, auf die Spitze getrieben hatte. Die Melodie, die sich in cis-dur bewegte, war während der ersten Strophen ziemlich hübsch und ganz anal gewesen. Zu Beginn des citierten Refrains wurde das Zeitmaß belebter, und Dissonanzen traten auf, die durch das immer lebhaftere Hervorklingen eines h einen Uebergang nach fis-dur erwarten ließen. Diese Disharmonieen komplizierten sich bis zu dem Worte „vollführt“, und nach dem „ich bin“, das die Entwicklung und Spannung vollständig machte, mußte eine Auflösung nach fis-dur hin erfolgen. Statt dessen geschah das Ueberraschendste. Durch eine jähe Wendung nämlich, vermittelt eines nahezu genialen Einfalles, schlug hier die Tonart nach f-dur um, und dieser Einsatz, der unter Benutzung beider Modale auf der lang ausgehaltenen zweiten Silbe des Wortes „Quischen“ erfolgte, war von unbeschreiblicher, von ganz unerhörter Wirkung! Es war eine vollkommen verblüffende Ueberrumpelung, eine jähe Erührung der Nerven, die den Rücken hinunterjauerte, es war ein Wunder, eine Enthüllung, eine ihrer Plötzlichkeit fast grausame Entschleierung, ein Vorhang, der zerreißt . . .

Und bei diesem F-dur-Accord hörte der Rechts-

anwalt Jacoby zu tanzen auf. Er stand still, er stand inmitten der Bühne wie angewurzelt, beide Zeigefinger noch immer erhoben — einen ein wenig niedriger, als den anderen — das i von Luischen brach ihm vom Munde ab, er verstummte, und während fast gleichzeitig auch die Klavierbegleitung sich scharf unterbrach, starrte diese abenteuerliche und gräßlich lächerliche Erscheinung dort oben mit tierisch vorgeschobenem Kopf und entzündeten Augen gerade aus . . . Er starrte in diesen geputzten, hellen und menschenvollen Festsaal hinein, in dem, wie eine Ausdünstung aller dieser Menschen, der fast zur Atmosphäre verdichtete Skandal lagerte . . . Er starrte in alle diese erhobenen, verzogenen und scharf beleuchteten Gesichter, in diese Hunderte von Augen, die alle sich mit dem gleichen Ausdruck von Wissen auf das Paar dort unten vor ihm und auf ihn selbst richteten . . . Er ließ, während eine furchtbare, von keinem Laut unterbrochene Stille über allen lagerte, seine immer mehr sich erweiternden Augen langsam und unheimlich von diesem Paar auf das Publikum und von dem Publikum auf dies Paar wandern . . . eine Erkenntnis schien plötzlich über sein Gesicht zu gehen, ein Blutstrom ergoß sich in dieses Gesicht, um es rot wie das Seidenkleid aufquellen zu machen und es gleich darauf wachsgelb zurückzulassen — und der dicke Mann brach zusammen, daß die Bretter krachten.

— Während eines Augenblickes herrschte die Stille fort; dann wurden Schreie laut, Tumult entstand, ein paar beherzte Herren, darunter ein junge

Arzt, sprangen vom Orchester aus auf die Bühne, der Vorhang ward herabgelassen . . .

Amra Jacoby und Alfred Lütner saßen, von einander abgewandt, noch immer am Klavier. Er, des ersten Hauptes, schien noch seinem Uebergang nach ihr nachzuhorchen; sie, unfähig mit ihrem Spazehirn so rasch zu begreifen, was vor sich ging, schaute mit vollkommen leerem Gesichte um sich her . . .

Gleich darauf erschien der junge Arzt auf der neuen Saal, ein kleiner jüdischer Herr mit ernstem Gesicht und schwarzem Spitzbart. Einigen Herrschaften, die ihn an der Thür umringten, antwortete er achselzuckend:

„Aus.“



Gladius Dei

To M. S. in remembrance of our
days in Florence.



München leuchtete. Ueber den festlichen Plätzen und weißen Säulentempeln, den antikisierenden Monumenten und Barockkirchen, den springenden Brunnen, Palästen und Gartenanlagen der Residenz glänzte sich strahlend ein Himmel von blauer Seide, und ihre breiten und lichten, umgrüneten und wohl-rechneten Perspektiven lagen in dem Sonnendunst des ersten, schönen Junitages.

Vogelgeschwätz und heimlicher Jubel über allenassen . . . Und auf Plätzen und Beilen rollt, wallt und summt das unüberstürzte und amüsante Treiben der schönen und gemächlichen Stadt. Reisende aller Nationen kutschieren in den kleinen, langsamen Kutschen-umher, indem sie rechts und links in wahlloser Neugier an den Wänden der Häuser hinaufkriechen, und steigen die Freitreppen der Museen hinauf . . .

Viele Fenster stehen geöffnet, und aus vielen erklingt Musik auf die Straßen hinaus, Uebungen auf dem Klavier, der Geige oder dem Violoncell, redliche und wohlgemeinte dilettantische Bemühungen. Im „Theater“ aber wird, wie man vernimmt, an mehreren Tugeln ernstlich studiert.

Junge Leute, die das Nothung-Motiv pfeifen und abends die Hintergründe des modernen Schauspielhauses füllen, wandern, litterarische Zeitschriften in den Seitentaschen ihrer Jackets, in der Universität und der Staatsbibliothek aus und ein. Vor der Akademie der bildenden Künste, die ihre weißen Arme zwischen der Türkenstraße und dem Siegesthor ausbreitet, hält eine Hofkarosse. Und auf der Höhe der Rampe stehen, sitzen und lagern in farbigen Gruppen die Modelle, pittoreske Greise, Kinder und Frauen in der Tracht der Albaner Berge.

Lässigkeit und hastloses Schlendern in all den langen Straßenzügen des Nordens . . . Man ist von Erwerbsgier nicht gerade gehezt und verzehrt dortselbst, sondern lebt angenehmen Zwecken. Junge Künstler, runde Hüthen auf den Hinterköpfen, mit lockeren Kravatten und ohne Stock, unbesorgte Gefellen, die ihren Mietzins mit Farbenstizzen bezahlen, gehen spazieren, um diesen hellblauen Vormittag auf ihre Stimmung wirken zu lassen, und sehen den kleinen Mädchen nach, diesem hübschen, untersejten Typus mit den brünetten Haarbandeaug, den etwas zu großen Füßen und den unbedenklichen Sitten . . . Jedes fünfte Haus läßt Atelierfensterscheiben in der Sonne blinken. Manchmal tritt ein Kunstbau außer der Reihe der bürgerlichen hervor, das Werk einer phantasievollen jungen Architekten, breit und flach bogig, mit bizarrer Ornamentik, voll Witz und Stil. Und plötzlich ist irgendwo die Thür an einer allzulangweiligen Fassade von einer ledigen Improvisatio

entrahmt, von fließenden Linien und sonnigen Farben, Bacchanten, Nixen, rosigen Nacktheiten . . .

Es ist stets aufs neue ergötzlich, vor den Auslagen der Kunstschreinereien und der Bazare für moderne Luxusartikel zu verweilen. Wie viel phantasievoller Komfort, wie viel linearer Humor in der Gestalt aller Dinge! Ueberall sind die kleinen Skulptur-, Rahmen- und Antiquitätenhandlungen verstreut, aus deren Schaufenstern dir die Büsten der florentinischen quattrocento-Frauen voll einer edlen Pikanterie entgegen schauen. Und der Besitzer des kleinsten und billigsten dieser Läden spricht dir von Donatello und Gino da Fiesole, als habe er das Bervielfältigungsrecht von ihnen persönlich empfangen . . .

Aber dort oben am Odeonsplatz, angesichts der prächtigen Loggia, vor der sich die geräumige Mosaikfläche ausbreitet, und schräg gegenüber dem Palast des Regenten, drängen sich die Leute um die breiten Fenster und Schaukästen des großen Kunstmagazins, des weitläufigen Schönheitsgeschäftes von M. Blümenzweig. Welche freudige Pracht der Auslage! Reproduktionen von Meisterwerken aus allen Galerien der Erde, eingefasst in kostbare, raffiniert gearbeitete und ornamentierte Rahmen in einem Geschmack von präziöser Einfachheit; Abbildungen moderner Gemälde, sinnensfroher Phantasieen, in denen die Antike auf eine humorvolle und realistische Weise wiedergeboren zu sein scheint; die Plastik der Renaissance in vollendeten Abgüssen; nackte Bronzeleiber zerbrechliche Biergläser; irdene Vasen von steilem

Stil, die aus Bädern von Metalldämpfen in einem schillernden Farbenmantel hervorgegangen sind; Prachtbände, Triumphe der neuen Ausstattungskunst, Werke modischer Typiker, gehüllt in einen dekorativen und vornehmen Prunk; dazwischen die Portraits von Künstlern, Musikern, Philosophen, Schauspielern, Dichtern, der Volksneugier nach Persönlichem ausgehängt... In dem ersten Fenster, der anstoßenden Buchhandlung zunächst, steht auf einer Staffelei ein großes Bild, vor dem die Menge sich staut: eine wertvolle, in rotbraunem Tone ausgeführte Photographie in breitem, altgoldenem Rahmen, ein Aussehen erregendes Stück, eine Nachbildung des Clou der großen internationalen Ausstellung des Jahres, zu deren Besuch an den Vitsafsäulen, zwischen Konzertprospekten und künstlerisch ausgestatteten Empfehlungen von Toilettenmitteln archaisierende und wirksame Plakate einladen.

Blick' um dich, sieh' in die Fenster der Buchläden. Deinen Augen begegnen Titel wie „Die Wohnungskunst seit der Renaissance“, „Die Erzielung des Farbensinnes“, „Die Renaissance im modernen Kunstgewerbe“, „Das Buch als Kunstwerk“, „Die dekorative Kunst“, „Der Hunger nach Kunst“ — und du mußt wissen, daß diese Wechschriften tausendfach gekauft und gelesen werden, und daß abends über ebendieselben Gegenstände vor vollen Sälen geredet wird...

Hast du Glück, so begegnet dir eine der berühmten Frauen in Person, die man durch das Medium

er Kunst zu schauen gewohnt ist, eine jener reichen und schönen Damen von künstlich hergestelltem tizianischen Blond und im Brillantenschmuck, deren bedörenden Zügen durch die Hand eines genialen Porträtisten die Ewigkeit zuteil geworden ist, und von deren Liebesleben die Stadt spricht — Königinnen der Künstlerfeste im Carneval, ein wenig geschminkt, ein wenig gemalt, voll einer edlen Pikanterie, gefällig und anbetungswürdig. Und siehe, dort fährt ein großer Maler mit seiner Geliebten in einem Wagen die Ludwigstraße hinauf. Man zeigt sich das Gefährt, man bleibt stehen und blickt den beiden nach. Viele Leute grüßen. Und es fehlt nicht viel, daß die Guckleute Front machen.

Die Kunst blüht, die Kunst ist an der Herrschaft, die Kunst streckt ihr rosenumwundenes Scepter über die Stadt hin und lächelt. Eine allseitige effektvolle Anteilnahme an ihrem Gedeihen, eine eifrig-eitige, fleißige und hingebungsvolle Uebung und Propaganda in ihrem Dienste, ein treuherziger Kultus der Linie, des Schmuckes, der Form, der Sinne, der Schönheit obwaltet . . . München leuchtete.

2.

Es schritt ein Jüngling die Schellingstraße hinter sich, er schritt, umklingelt von den Radfahrern, in der Mitte des Holzpflasters der breiten Fassade der Ludwigskirche entgegen. Sah man ihn an, so war es als ob ein Schatten über die Sonne ginge oder als ob das Gemüt eine Erinnerung an schwere Stun-

ben. Liehte er die Sonne nicht, die die schöne Stadt in Festglanz tauchte? Warum hielt er in sich gefehet und abgewandt die Augen zu Boden gerichtet, indes er wandelte?

Er trug keinen Hut, woran bei der Kostümfreiheit der leichtgemuten Stadt keine Seele Anstoß nahm, sondern hatte statt dessen die Kapuze seines weiten, schwarzen Mantels über den Kopf gezogen, die seine niedrige, edig hervorspringende Stirn beschattete, seine Ohren bedeckte und seine hageren Wangen umrahmte. Welcher Gewissensgram, welche Ekrupeln und welche Mißhandlungen seiner selbst hatten diese Wangen so auszuhöhlen vermocht? Ist es nicht schauerlich, an solchem Sonnentage der Kummer in den Wangenhöhlen eines Menschen wohnen zu sehen? Seine dunklen Brauen verdickten sich stark an der schmalen Wurzel seiner Nase, die groß und gehöckert aus dem Gesichte hervorsprang, und seine Lippen waren stark und wulstig. Wenn er sein ziemlich nahe bei einander liegenden braunen Augen erhob, bildeten sich Quersalten auf seiner kantigen Stirn. Er blickte mit einem Ausdruck von Wissen, Begrenztheit und Leiden. Im Profil gesehen, glied dieses Gesicht genau einem alten Bildnis von Möncheshand, aufbewahrt zu Florenz in einer engen und harten Klosterzelle, aus welcher einstmal ein furchtbarer und niederschmetternder Protest gegen das Leben und seinen Triumph erging . . .

Sieronimus schritt die Schellingstraße hinc, schritt langsam und fest, indes er seinen weit

Mantel von innen mit beiden Händen zusammenhielt. Zwei kleine Mädchen, zwei dieser hübschen, untersehten Wesen mit den Haarbandeau, den zu großen Füßen und den unbedenklichen Sitten, die Arm in Arm und abenteuerlustig an ihm vorüberschlender-ten, stießen sich an und lachten, legten sich vornüber und gerieten ins Laufen vor Lachen über seine Kapuze und sein Gesicht. Aber er achtete dessen nicht. Gesenkten Hauptes und ohne nach rechts oder links zu blicken, überschritt er die Ludwigstraße und stieg die Stufen der Kirche hinan.

Die großen Flügel der Mittelthür standen weit geöffnet. In der geweihten Dämmerung, kühl, dumpfig und mit Opferrauch geschwängert, war irgendwo fern ein schwaches, rötliches Glühen bemerkbar. Ein altes Weib mit blutigen Augen erhob sich von einer Betbank und schleppte sich an Krücken zwischen den Säulen hindurch. Sonst war die Kirche leer.

Hieronymus benezte sich Stirn und Brust am Becken, beugte das Knie vor dem Hochaltar und blieb dann im Mittelschiffe stehen. War es nicht, als sei seine Gestalt gewachsen, hier drinnen? Aufrecht und unbeweglich, mit frei erhobenem Haupte stand er da, seine große, gehöckerte Nase schien mit einem herrischen Ausdruck über den starken Lippen hervorzuspringen, und seine Augen waren nicht mehr zu Boden gerichtet, sondern blickten kühn und geradeswegs ins Weite, zu dem Kreuzifix auf dem Hochaltar hinüber. So verharrte er reglos eine Weile; dann

beugte er zurücktretend aufs neue das Knie und verließ die Kirche.

Er schritt die Ludwigstraße hinauf, langsam und fest, gesenkten Hauptes, inmitten des breiten, ungepflasterten Fahrdammes, entgegen der gewaltigen Loggia mit ihren Statuen. Aber auf dem Odeonsplatz angelangt, blickte er auf, so daß sich Quersalten auf seiner kantigen Stirne bildeten, und hemmte seine Schritte: aufmerksam gemacht durch die Menschenansammlung vor den Auslagen der großen Kunsthandlung, des weitläufigen Schönheitsgeschäftes von M. Blüthenzweig.

Die Leute gingen von Fenster zu Fenster, zeigten sich die ausgestellten Schätze und tauschten ihre Meinungen aus, indes einer über des anderen Schulter blickte. Hieronymus mischte sich unter sie und begann, auch seinerseits alle diese Dinge zu betrachten, alles in Augenschein zu nehmen, Stück für Stück.

Er sah die Nachbildungen von Meisterwerken aus allen Galerien der Erde, die kostbaren Rahmen in ihrer simplen Bizarrerie, die Renaissanceplastik, die Bronzeleiber und Biergläser, die schillernden Vasen, den Buchschmuck und die Portraits der Künstler, Musiker, Philosophen, Schauspieler, Dichter, sah alles an und wandte an jeden Gegenstand einen Augenblick. Indem er seinen Mantel von innen mit beiden Händen fest zusammenhielt, drehte er seinen von der Kapuze bedeckten Kopf in kleinen, kurzen Wendungen von einer Sach-

ur nächsten, und unter seinen dunklen, an der Nasenwurzel stark sich verdichtenden Brauen, die er mporzog, blickten seine Augen mit einem befremdenden, stumpfen und kühl erstaunten Ausdruck auf jedes Ding eine Weile. So erreichte er das erste Fenster, dasjenige, hinter dem das aufsehenerregende Bild sich befand, blickte eine Zeitlang den vor ihm sich rängenden Leuten über die Schultern und gelangte endlich nach vorn, dicht an die Auslage heran.

Die große, rötlichbraune Photographie stand, mit äußerstem Geschmack in Altgold gerahmt, auf einer Staffelei inmitten des Fensterraumes. Es war eine Madonna, eine durchaus modern empfundene, von jeder Konvention freie Arbeit. Die Gestalt der heiligen Gebärerin war von berückender Weiblichkeit, mitblüht und schön. Ihre großen, schwülen Augen waren dunkel umrändert, und ihre delikat und selten lächelnden Lippen standen halb geöffnet. Ihre schmalen, ein wenig nervös und krampfhaft gruppierten Finger umfaßten die Hüfte des Kindes, eines achtjährigen Knaben von distinguirter und fast primitiver Schlankheit, der mit ihrer Brust spielte und dabei seine Augen mit einem klugen Seitenblick auf den Beschauer gerichtet hielt.

Zwei andere Jünglinge standen neben Hieronymus und unterhielten sich über das Bild, zwei junge Männer mit Büchern unter dem Arm, die sie aus der Staatsbibliothek geholt hatten oder dorthin brachten, humanistisch gebildete Leute, beschlagen in Kunst und Wissenschaft.

„Der Kleine hat es gut, hol' mich der Teufel!“
sagte der eine.

„Und augenscheinlich hat er die Absicht, einen
neidisch zu machen,“ versetzte der andere . . . „Ein be-
denkliches Weib!“

„Ein Weib zum Nasendwerden! Man wird
ein wenig irre am Dogma von der unbefleckten Em-
pfängnis . . .“

„Ja, ja, sie macht einen ziemlich berührten Ein-
druck . . . Hast du das Original gesehen?“

„Selbstverständlich. Ich war ganz angegriffen.
Sie wirkt in der Farbe noch weit aphrodisischer . . .
besonders die Augen.“

„Die Ähnlichkeit ist eigentlich doch ausge-
sprochen.“

„Wieso?“

„Kennst du nicht das Modell? Er hat doch seine
Kleine Putzmacherin dazu benützt. Es ist beinahe
Portrait, nur stark ins Gebiet des Korrupten hin
aufstilisiert . . . Die Kleine ist harmloser.“

„Das hoffe ich. Das Leben wäre allzu anstren-
gend, wenn es viele gäbe wie diese mater amata . . .“

„Die Pinakothek hat es angekauft.“

„Wahrhaftig? Sieh' da! Sie wußte wohl über-
gens, was sie that. Die Behandlung des Fleische
und der Liniensfluß des Gewandes ist wirklich
eminent.“

„Ja; ein unglaublich begabter Kerl.“

„Kennst du ihn?“

„Ein wenig. Er wird Karriere machen, das ist sicher. Er war schon zweimal beim Regenten zur Tafel...“

Das letzte sprachen sie, während sie anfangen, von einander Abschied zu nehmen.

„Sieht man dich heute Abend im Theater?“ sagte der eine. „Der dramatische Verein giebt Macchiavellis Mandragola zum besten.“

„O, bravo. Davon kann man sich Spaß verprechen. Ich hatte vor, ins Künstlervariété zu gehen, aber es ist wahrscheinlich, daß ich den wackeren Nicolo schließlich vorziehe. Auf Wiedersehen...“

Sie trennten sich, traten zurück und gingen nach rechts und links auseinander. Neue Leute rückten an ihre Stelle und betrachteten das erfolgreiche Bild. Der Hieronymus stand unbeweglich an seinem Orte; er stand mit vorgestrecktem Kopfe, und man sah, wie seine Hände, mit denen er auf der Brust seinen Mantel von innen zusammenhielt, sich krampfhaft ballten. Seine Brauen waren nicht mehr mit einem kühl und ein wenig gehässig erstaunten Ausdruck emporgezogen, sie hatten sich gesenkt und verunstert, seine Wangen, von der schwarzen Kapuze halb bedeckt, schienen tiefer ausgehöhlt, als vordem, und seine dicken Lippen waren ganz bleich. Langsam neigte sein Kopf sich tiefer und tiefer, so daß er schließlich seine Augen ganz von unten herauf starr auf das Kunstwerk gerichtet hielt. Die Flügel seiner hohen Nase bebten.

In dieser Haltung verblieb er wohl eine Viertelstunde. Die Leute um ihn her lösten sich ab, er aber wich nicht vom Platze. Endlich drehte er sich langsam, langsam auf den Fußballen herum und ging fort.

3.

Über das Bild der Madonna ging mit ihm. Immerdar, mochte er nun in seinem engen und harten Stämmerlein weilen oder in den kühlen Kirchen knien, stand es vor seiner empörten Seele, mit schwülen, umränderten Augen, mit rätselhaft lächelnden Lippen, entblößt und schön. Und kein Gebet vermochte, es zu verscheuchen.

In der dritten Nacht aber geschah es, daß ein Befehl und Ruf aus der Höhe an Hieronymus erging, einzuschreiten und seine Stimme zu erheben gegen leichttherzige Nachlässigkeit und frechen Schönheitsdünkel. Vergebens wendete er, Mosen gleich, seine blöde Zunge vor; Gottes Wille blieb unerschütterlich und verlangte laut von seiner Zaghaftigkeit diesen Opfergang unter die lachenden Feinde.

Da machte er sich auf am Vormittage und ging, weil Gott es wollte, den Weg zur Kunsthandlung, zum großen Schönheitsgeschäft von M. Blüthenzweig. Er trug die Kapuze über dem Kopf und hielt seinen Mantel von innen mit beiden Händen zusammen, indes er wandelte.

4.

Es war schwül geworden; der Himmel war fahl, und ein Gewitter drohte. Wiederum belagerte viel

Volks die Fenster der Kunsthandlung, besonders aber dasjenige, in dem das Madonnenbild sich befand. Hieronymus warf nur einen kurzen Blick dorthin; dann drückte er die Klinke der mit Plakaten und Kunstzeitschriften verhangenen Glashür. „Gott will es!“ sagte er und trat in den Laden.

Ein junges Mädchen, das irgendwo an einem Bult in einem großen Buche geschrieben hatte, ein hübsches, brünettes Wesen mit Haarbandeau und zu großen Füßen, trat auf ihn zu und fragte freundlich, was ihm zu Diensten stehe.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Hieronymus leise und blickte ihr, Quersalten in seiner kantigen Stirn, ernst in die Augen. „Nicht Sie will ich sprechen, sondern den Inhaber des Geschäftes, Herrn Blüthenzweig.“

Ein wenig zögernd zog sie sich von ihm zurück und nahm ihre Beschäftigung wieder auf. Er stand inmitten des Ladens.

Alles, was draußen in einzelnen Beispielen zur Schau gestellt war, es war hier drinnen zwanzigfach zu Hauf getürmt und üppig ausgebreitet: eine Fülle von Farbe, Linie und Form, von Stil, Wiß, Wohlgeschmack und Schönheit. Hieronymus blickte langsam nach beiden Seiten, und dann zog er die Falten seines schwarzen Mantels fester um sich zusammen.

Es waren mehrere Leute im Laden anwesend. An einem der breiten Tische, die sich quer durch den Raum zogen, saß ein Herr in gelbem Anzug und mit schwarzem Biegenbart und betrachtete eine Mappe mit französischen Zeichnungen, über die er manch-

mal ein moderndes Sachen vernehmen ließ. Ein junger Mensch mit einem Aspekt von Schlechtbezahtheit und Pflanzenkost bediente ihn, indem er neue Mappen zur Ansicht herbeischleppte. Dem modernden Herrn schräg gegenüber prüfte eine vornehme alte Dame moderne Kunststickereien, große Fabelblumen in blassen Tönen, die auf langen, steifen Stielen senkrecht nebeneinander standen. Auch um sie bemühte sich ein Angestellter des Geschäfts. Auf einem zweiten Tische saß, die Reifemütze auf dem Kopfe und die Holzpeife im Munde, nachlässig ein Engländer. Durabel gekleidet, glatt rasiert, kalt und unbestimmten Alters, wählte er unter Bronzen, die Herr Blüthenzweig ihm persönlich herzutrug. Die ziere Gestalt eines nackten kleinen Mädchens, welche, unreif und zart gegliedert, ihre Händchen in koketter Keuschheit auf der Brust kreuzte, hielt er am Kopfe erfaßt und musterte sie eingehend, indem er sie langsam um sich selbst drehte.

Herr Blüthenzweig, ein Mann mit kurzem braunen Vollbart und blanken Augen von ebender-selben Farbe, bewegte sich händereibend um ihn herum, indem er das kleine Mädchen mit allen Wokabeln pries, deren er habhaft werden konnte.

„Hundertfünfzig Mark, Sir,“ sagte er auf englisch; „Münchener Kunst, Sir. Sehr lieblich in der That. Voller Reiz, wissen Sie. Es ist die Grazie selbst, Sir. Wirklich äußerst hübsch, niedlich und bewunderungswürdig.“ Hierauf fiel ihm noch etwas ein und er sagte: „Höchst anziehend und verlockend.“ Dann fing er wieder von vorne an.

Seine Nase lag ein wenig platt auf der Oberlippe, so daß er beständig mit einem leicht fauchenden Geräusch in seinen Schnurrbart schnüffelte. Manchmal näherte er sich dabei dem Käufer in gebückter Haltung, als beröche er ihn. Als Hieronymus eintrat, untersuchte Herr Blüthenzweig ihn flüchtig in dem dieser Weise, widmete sich aber alsbald wieder dem Engländer.

Die vornehme Dame hatte ihre Wahl getroffen und verließ den Laden. Ein neuer Herr trat ein. Herr Blüthenzweig beröch ihn kurz, als wollte er so den Grad seiner Kauuffähigkeit erkunden, und überließ es der jungen Buchhalterin, ihn zu bedienen. Der Herr erstand nur eine Fahencebüste Pieros, Sohn des prächtigen Medici, und entfernte sich wieder. Auch der Engländer begann nun, aufzubrechen. Er hatte sich das kleine Mädchen zu eigen gemacht und ging unter den Verbeugungen Herrn Blüthenzweigs. Dann wandte sich der Kunsthändler zu Hieronymus und stellte sich vor ihn hin.

„Sie wünschen . . .“ fragte er ohne viel Demut.

Hieronymus hielt seinen Mantel von innen mit beiden Händen zusammen und blickte Herrn Blüthenzweig fast ohne mit den Wimpern zu zucken ins Gesicht. Er trennte langsam seine dicken Lippen und sagte:

„Ich komme zu Ihnen wegen des Bildes in Ihrem Fenster dort, der großen Photographie, der Madonna.“ — Seine Stimme war belegt und unzulassunglos.

„Jawohl, ganz recht,“ sagte Herr Blüthenzweig lebhaft und begann, sich die Hände zu reiben: „Siebenzig Mark im Rahmen, mein Herr. Es ist unveränderlich... eine erstklassige Reproduktion. Höchst anziehend und reizvoll.“

Hieronymus schwieg. Er neigte seinen Kopf in der Kapuze und sank ein wenig in sich zusammen, während der Kunsthändler sprach; dann richtete er sich wieder auf und sagte:

„Ich bemerke Ihnen im voraus, daß ich nicht in der Lage, noch überhaupt willens bin, irgend etwas zu kaufen. Es thut mir leid, Ihre Erwartungen enttäuschen zu müssen. Ich habe Mitleid mit Ihnen, wenn Ihnen das Schmerz bereitet. Aber erstens bin ich arm, und zweitens liebe ich die Dinge nicht, die Sie feilhalten. Nein, kaufen kann ich nichts.“

„Nicht... also nicht,“ sagte Herr Blüthenzweig und schnüffelte stark. „Nun, darf ich fragen...“

„Wie ich Sie zu kennen glaube,“ fuhr Hieronymus fort, „so verachten Sie mich darum, daß ich nicht im stande bin, Ihnen etwas abzukaufen...“

„Hm...“ sagte Herr Blüthenzweig. „Nicht doch! Nur...“

„Dennoch bitte ich Sie, mir Gehör zu schenken und meinen Worten Gewicht beizulegen.“

„Gewicht beizulegen. Hm. Darf ich fragen...“

„Sie dürfen fragen,“ sagte Hieronymus, „und ich werde Ihnen antworten. Ich bin gekommen, Sie zu bitten, daß Sie jenes Bild, die große Photo-

aphie, die Madonna, sogleich aus Ihrem Fenster
sternen und sie niemals wieder zur Schau stellen.“

Herr Blüthenzweig blickte eine Weile stumm in
Hieronimus Gesicht, mit einem Ausdruck, als for-
erte er ihn auf, über seine abenteuerlichen Worte
Berlegenheit zu geraten. Da dies aber keineswegs
schah, so schnüffelte er heftig und brachte hervor:

„Wollen Sie die Güte haben, mir mitzuteilen, ob
sie hier in irgend einer amtlichen Eigenschaft stehen,
die Sie befugt, mir Vorschriften zu machen, oder
was Sie eigentlich herführt...“

„O nein,“ antwortete Hieronimus; „ich habe
keinerlei Amt noch Würde von Staates wegen. Die
Macht ist nicht auf meiner Seite, Herr. Was mich
herführt, ist allein mein Gewissen.“

Herr Blüthenzweig bewegte nach Worten
schüttelnd den Kopf hin und her, blies heftig mit der
Zunge in seinen Schnurrbart und rang mit der
Sprache. Endlich sagte er:

„Ihr Gewissen... Nun, so wollen Sie gefäl-
ligst... Notiz davon nehmen... daß Ihr Gewissen
für uns eine... eine gänzlich belanglose Einrichtung
ist!“ —

Damit drehte er sich um, ging schnell zu seinem
Bücherstall im Hintergrunde des Ladens und begann zu
schreiben. Die beiden Ladendiener lachten von Her-
zen. Auch das hübsche Fräulein lachte über ihrem
Rechnungsbuche. Was den gelben Herrn mit dem schwar-
zen Ziegenbart betraf, so zeigte es sich, daß er ein
Fremder war, denn er verstand augenscheinlich nichts

von dem Gespräch, sondern fuhr fort, sich mit den französischen Zeichnungen zu beschäftigen, wobei er von Zeit zu Zeit sein mederndes Lachen vernehmen ließ. —

„Wollen Sie den Herrn abfertigen,“ sagte Herr Blüthenzweig über die Schulter hinweg zu seinem Gehilfen. Dann schrieb er weiter. Der junge Mensch mit dem Aspekt von Schlechtbezahltheit und Pflanzentrost trat auf Hieronymus zu, indem er sich des Lachens zu enthalten trachtete, und auch der andere Verkäufer näherte sich.

„Können wir Ihnen sonst irgendwie dienlich sein?“ fragte der Schlechtbezahlte sanft. Hieronymus hielt unverwandt seinen leidenden, stumpfen und dennoch durchdringenden Blick auf ihn gerichtet.

„Nein,“ sagte er, „sonst können Sie es nicht. Ich bitte Sie, das Madonnenbild unverzüglich aus dem Fenster zu entfernen, und zwar für immer.“

„O . . . Warum?“

„Es ist die heilige Mutter Gottes . . .“ sagte Hieronymus gedämpft.

„Aberdings . . . Sie hören ja aber, daß Herr Blüthenzweig nicht geneigt ist, Ihren Wunsch zu erfüllen.“

„Man muß bedenken, daß es die heilige Mutter Gottes ist,“ sagte Hieronymus, und sein Kopf zitterte.

„Das ist richtig. — Und weiter? Darf man keine Madonnen ausstellen? Darf man keine malen?“

„Nicht so! Nicht so!“ sagte Hieronymus beinahe flüsternd, indem er sich hoch emporrichtete und mehr-

als heftig den Kopf schüttelte. Seine kantige Stirn unter der Kapuze war ganz von langen und tiefen Querfalten durchfurcht. „Sie wissen sehr wohl, daß das Laster selbst ist, das ein Mensch dort gemalt hat... die entblößte Wollust! Von zwei schlichten und unbewußten Leuten, die dieses Madonnenbild betrachteten, habe ich mit meinen Ohren gehört, daß sie an dem Dogma der unbefleckten Empfängnis ihre Freude mache...“

„O, erlauben Sie, nicht darum handelt es sich,“ sagte der junge Verkäufer überlegen lächelnd. Er trieb in seinen Mußestunden eine Broschüre über die moderne Kunstbewegung und war sehr wohl im Stande, ein gebildetes Gespräch zu führen. „Das Bild ist ein Kunstwerk,“ fuhr er fort, „und man muß den Maßstab daran legen, der ihm gebührt. Es hat seinerseits den größten Beifall gehabt. Der Staat hat es angekauft...“

„Ich weiß, daß der Staat es angekauft hat,“ sagte Hieronymus. „Ich weiß auch, daß der Maler einmal beim Regenten gespeist hat. Das Volk spricht davon, und Gott weiß, wie es sich die Thatsache ausdeutet, daß jemand für ein solches Werk zum hochgerathenen Manne wird. Wovon legt diese Thatsache Zeugnis ab? Von der Blindheit der Welt, einer Blindheit, die unfählich ist, wenn sie nicht auf schamloser Heuchelei beruht. Dieses Gebilde ist aus Einnulst entstanden und wird in Sinnenlust genossen. Ist dies wahr oder nicht? Antworten Sie; antworten auch Sie, Herr Blüthenzweig!“

Eine Pause trat ein. Hieronymus schien allen Ernstes eine Antwort zu verlangen und blickte mit seinen leidenden und durchdringenden braunen Augen abwechselnd auf die beiden Verkäufer, die ihn neugierig und verduht anstarrten, und auf Herrn Blüthenzweigs runden Rücken. Es herrschte Stille. Nur der gelbe Herr mit dem schwarzen Ziegenbart ließ, über die französischen Zeichnungen gebeugt, sein meckerndes Lachen vernehmen.

„Es ist wahr!“ fuhr Hieronymus fort, und in seiner belegten Stimme bebte eine tiefe Entrüstung: ... „Sie wagen nicht, es zu leugnen! Wie aber ist es dann möglich, den Verfertiger dieses Gebildes im Ernste zu feiern, als habe er der Menschheit ideale Güter um eines vermehrt? Wie ist es dann möglich, davor zu stehen, sich unbedenklich dem schändlichen Genusse hinzugeben, den es verursacht, und sein Gewissen mit dem Worte Schönheit zum Schweigen zu bringen, ja, sich ernstlich einzureden, man überlasse sich dabei einem edlen, erlesenen und höchst menschenwürdigen Zustande? Ist dies ruchlose Unwissenheit oder verworfene Heuchelei? Mein Verstand steht still an dieser Stelle... er steht still vor der absurden Thatsache, daß ein Mensch durch die dumme und unverzichtliche Entfaltung seiner tierischen Triebe auf Erden zu höchstem Ruhme gelangen kann! ... Schönheit... Was ist Schönheit? Wodurch wird die Schönheit zutage getrieben und worauf wirkt sie? Es ist unmöglich, dies nicht zu wissen, Herr Blüthenzweig! Wie aber ist es denkbar, eine Sache so sehr

zu durchschauen und nicht angesichts ihrer von Ekel
und Gram erfüllt zu werden? Es ist verbrecherisch,
die Unwissenheit der schamlosen Kinder und kecken
Ubedenklichen durch die Erhöhung und frevle An-
hebung der Schönheit zu bestätigen, zu bekräftigen
und ihr zur Macht zu verhelfen, denn sie sind weit
von Leiden und weiter noch von der Erlösung! . . .
„Du blickst schwarz, antworten Sie mir, du, Unbe-
fehrter. Das Wissen, sage ich Ihnen, ist die tiefste
Thal der Welt; aber es ist das Fegefeuer, ohne dessen
luternde Pein keines Menschen Seele zum Heile ge-
ht. Nicht kecker Kindersinn und ruchlose Unbe-
sorgenheit frommt, Herr Blüthenzweig, sondern
je: Erkenntnis, in der die Leidenschaften unseres
An Fleisches hinsterven und verlöschen.“

Stillschweigen. Der gelbe Herr mit dem schwar-
zen Ziegenbart meckerte kurz.

„Sie müssen nun wohl gehen,“ sagte der
Schlechtbezahlte sanft.

Aber Hieronymus machte keineswegs Anstalten,
zu gehen. Hoch aufgerichtet in seinem Kapuzen-
mantel, mit brennenden Augen stand er inmitten des
Rauchladens, und seine dicken Lippen formten mit
Wortem und gleichsam rostigem Klange unaufhaltsam
dröhnende Worte . . .

„Kunst! rufen sie, Genuß! Schönheit! Füllt
die Welt in Schönheit ein und verleiht jedem Dinge
den Adel des Stiles! . . . Geht mir, Berruchtel
Düft man, mit prunkenden Farben das Elend der
Welt zu übertünchen? Glaubst man, mit dem Fest-

lärm des üppigen Wohlgeschmacks das Nachzen d
gequälten Erde übertönen zu können? Ihr ir
Schamlose! Gott läßt sich nicht spotten, und e
Greuel ist in seinen Augen euer frecher Göhendie
der gleißenden Oberflächel... Du schmäht d
Kunst, antworten Sie mir, du, Unbekannter. E
lügen, sage ich Ihnen, ich schmähe nicht die Kun
Die Kunst ist kein gewissenloser Trug, der lockend z
Bekräftigung und Bestätigung des Lebens im Fleisc
reizt! Die Kunst ist die heilige Fackel, die barmherz
hineinleuchte in alle fürchterlichen Tiefen, in al
scham- und gramvollen Abgründe des Daseins; d
Kunst ist das göttliche Feuer, das an die Welt gele
werde, damit sie aufflamme und zergehe samt e
ihrer Schande und Marter in erlösendem Mitleid! .
Nehmen Sie, Herr Blüthenzweig, nehmen Sie d
Werk des berühmten Malers dort aus Ihrem Ge
ster... ja, Sie thäten gut, es mit einem heißen Feu
zu verbrennen und seine Asche in alle Winde
streuen, in alle vier Winkel...“

Seine unschöne Stimme brach ab. Er ha
einen heftigen Schritt rückwärts gethan, hatte ein
Arm der Umhüllung des schwarzen Mantels er
rissen, hatte ihn mit leidenschaftlicher Bewegung w
hinausgerückt und wies mit einer seltsam verzerrt
krampfhaft auf- und niederbebenden Hand auf
Auslage, das Schaufenster, dorthin, wo das A
sehen erregende Madonnenbild seinen Platz hatte.
dieser herrischen Haltung verharrete er. Seine gro
gehoberte Nase schien mit einem befehlshaberisd

Ausdruck hervorzuspringen, seine dunklen, an der Nasenwurzel stark sich verdickenden Brauen waren so hoch emporgezogen, daß die kantige, von der Kapuze beschattete Stirn ganz in breiten Quersalten lag, und über seinen Wangenhöhlen hatte sich eine heftische Hitze entzündet.

Hier aber wandte Herr Blüthenzweig sich um. Sei es, daß die Zumutung, diese Siebenzig-Mark-Reproduktion zu verbrennen, ihn so aufrichtig entzündete, oder daß überhaupt Hieronymus' Reden seine Geduld am Ende erschöpft hatten: jedenfalls bot er ein Bild gerechten und starken Zornes. Er wies mit dem Federhalter auf die Ladenthür, blies mehrere Male kurz und erregt mit der Nase in den Schnurrbart, rang mit der Sprache und brachte dann mit höchstem Nachdruck hervor:

„Wenn Sie Patron nun nicht augenblicklich von der Bildfläche verschwinden, so lasse ich Ihnen durch den Packer den Abgang erleichtern, verstehen Sie mich?!“

„O, Sie schüchtern mich nicht ein, Sie verjagen mich nicht, Sie bringen meine Stimme nicht zum Schweigen!“ rief Hieronymus, indem er oberhalb der Brust seine Kapuze mit der Faust zusammenfaßte und furchtlos den Kopf schüttelte... „Ich weiß, daß ich einsam und machtlos bin, und dennoch erstumme ich nicht, bis Sie mich hören, Herr Blüthenzweig! Nehmen Sie das Bild aus Ihrem Fenster und verbrennen Sie es noch heute! Ach, verbrennen Sie nicht dies allein! Verbrennen Sie auch

diese Statuetten und Büsten, deren Anblick in Sünde stürzt, verbrennen Sie diese Vasen und Bierate, diese schamlosen Wiedergeburten des Heidentums, diese üppig ausgestatteten Liebesverse! Verbrennen Sie alles, was Ihr Laden birgt, Herr Blüthenzweig, denn es ist ein Unrat in Gottes Augen! Verbrennen, verbrennen, verbrennen Sie es!" rief er außer sich, indem er eine wilde, weite Bewegung rings in die Runde vollführte... „Die Ernte ist reif für den Schnitter... Die Frechheit dieser Zeit durchbricht alle Dämme... Ich aber sage Ihnen..."

„Krauthuber!" ließ Herr Blüthenzweig, einer Thür im Hintergrund zugewandt, mit Anstrengung seine Stimme vernehmen... „Kommen Sie sofort herein!"

Das, was infolge dieses Befehles auf dem Schauplatze erschien, war ein massiges und übergewaltiges Etwas, eine ungeheuerliche und strotzende menschliche Erscheinung von schreckeneinsflößender Fülle, deren schwellende, quellende, gepolsterte Gliedmaßen überall formlos ineinander übergingen... eine unmäßige, langsam über den Boden wuchtende und schwer pustende Riesen-gestalt, genährt mit Malz, ein Sohn des Volkes von fürchterlicher Rüstigkeit! Ein fransenartiger Seehundschnauzbart war droben in seinem Angesicht bemerkbar, ein gewaltiges, mit Meißter besudetes Schurzfell bedeckte seinen Leib, und die gelben Ärmel seines Hemdes waren von seinen sagenhaften Armen zurückgerollt.

„Wollen Sie diesem Herrn die Thüre öffnen, rauthuber,“ sagte Herr Blüthenzweig, „und, sollte sie dennoch nicht finden, ihm auf die Straße hinausverhelfen.“

„Ha?“ sagte der Mann, indem er mit seinen kleinen Elefantenaugen abwechselnd Hieronymus und seinen erzürnten Brotherrn betrachtete... Es war ein dumpfer Laut von mühsam zurückgedämmter Kraft. Dann ging er, mit seinen Tritten alles um sich her erschütternd, zur Thür und öffnete sie.

Hieronymus war sehr bleich geworden. „Verbrennen Sie...“ wollte er sagen, aber schon fühlte er sich von einer furchtbaren Uebermacht umgewandt, in einer Körperwucht, gegen die kein Widerstand denkbar war, langsam und unaufhaltsam der Thür entgegengeedrängt.

„Ich bin schwach...“ brachte er hervor. „Mein Leib erträgt nicht die Gewalt... es hält nicht stand, nein... Was beweist das? Verbrennen Sie...“

Er verstummte. Er befand sich außerhalb des Anstaltens. Herrn Blüthenzweigs riesiger Knecht hatte ihn schließlich mit einem kleinen Stoß und Schwung fahren lassen, so daß er, auf eine Hand gehend, seitwärts auf die steinerne Stufe niedergesunken war. Und hinter ihm schloß sich klirrend die Lasthür.

Er richtete sich empor. Er stand aufrecht und hielt schwer atmend mit der einen Faust seine Kapuze innerhalb der Brust zusammengegrasft, indes er die

andere unter dem Mantel hinabhängen ließ. In seinen Wangenhöhlen lagerte eine graue Blässe; die Flügel seiner großen, gehöckerten Nase blähten und schlossen sich zuckend; seine häßlichen Lippen waren zu dem Ausdruck eines verzweifelten Hasses verzerrt, und seine Augen, von Blut umzogen, schweiften irr und ekstatisch über den schönen Platz.

Er sah nicht die neugierig und lachend auf ihn gerichteten Blicke. Er sah auf der Mosaikfläche vor der großen Loggia die Eitelkeiten der Welt, die Maskenkostüme der Künstlerfeste, die Bierate, Vasen, Schmutzstücke und Stilgegenstände, die nackten Statuen und Frauenbüsten, die malerischen Wiedergeburten des Heidentums, die Portraits der berühmten Schönheiten von Meisterhand, die üppig ausgestatteten Liebesverse und Propagandaschriften der Kunstpyramidenartig aufgetürmt und unter dem Jubelgeschrei des durch seine furchtbaren Worte geknechteten Volkes in prasselnde Flammen aufgehen... Er sah gegen die gelbliche Wolkenwand, die von der Theatinerstraße heraufgezogen war und in der es leise donnerte, ein breites Feuerschwert stehen, das sich im Schwefellicht über die frohe Stadt hinreckte...

„Gladius Dei super terram...“ flüsterten seine dicken Lippen, und in seinem Kapuzenmantel sich höher emporrichtend, mit einem versteckten und krampfartigen Schütteln seiner hinabhängenden Faust murmelte er bebend: „Cito et velociter!“

Tonio Kröger

An Karl Martens.

1.

Die Wintersonne stand nur als armer Schein, milchig und matt hinter Wolfenschichten über der engen Stadt. Naß und zugig war's in den giebeligen Gassen, und manchmal fiel eine Art von weichem Hagel, nicht Eis, nicht Schnee.

Die Schule war aus. Ueber den gepflasterten Hof und heraus aus der Gatterpforte strömten die Scharen der Befreiten, teilten sich und enteilten nach rechts und links. Große Schüler hielten mit Würde ihr Bücherpäckchen hoch gegen die linke Schulter gedrückt, indem sie mit dem rechten Arm wider den Wind dem Mittagessen entgegen ruderten; kleines Volk setzte sich lustig in Trab, daß der Eisbrei umherspritzte und die Siebensachen der Wissenschaft in den Sechundsränzeln klapperten. Aber hie und da riß alles mit frommen Augen die Mützen herunter vor dem Wotanshut und dem Jupiterbart eines gemessenen hinschreitenden Oberlehrers . . .

„Kommst du endlich, Hans?“ sagte Tonio Kröger, der lange auf dem Fahrdamm gewartet hatte; lächelnd trat er dem Freunde entgegen, der im Gespräch mit anderen Kameraden aus der Pforte

Kam und schon im Begriffe war, mit ihnen davon zu gehen . . . „Wieso?“ fragte er und sah Tonio an . . . „Ja, das ist wahr! Nun gehen wir noch ein bißchen.“

Tonio verstummte, und seine Augen trübten sich. Hatte Hans es vergessen, fiel es ihm erst jetzt wieder ein, daß sie heute Mittag ein wenig zusammen spazieren gehen wollten? Und er selbst hatte sich seit der Verabredung beinahe unausgesetzt darauf gefreut!

„Ja, adieu, ihr!“ sagte Hans Hansen zu den Kameraden. „Dann gehe ich noch ein bißchen mit Kröger.“ — Und die Beiden wandten sich nach links, indes die Anderen nach rechts schlenderten.

Hans und Tonio hatten Zeit, nach der Schule spazieren zu gehen, weil sie beide Häusern angehörten, in denen erst um vier Uhr zu Mittag gegessen wurde. Ihre Väter waren große Kaufleute, die öffentliche Aemter bekleideten und mächtig waren in der Stadt. Den Hansens gehörten schon seit manchem Menschenalter die weitläufigen Holz-Lagerplätze drunten am Fluß, wo gewaltige Sägemaschinen unter Fauchen und Bischen die Stämme zerlegten. Aber Tonio war Konsul Krögers Sohn, dessen Getreidesäcke mit dem breiten schwarzen Firmendruck man Tag für Tag durch die Straßen kutschieren sah; und seiner Vorfahren großes altes Haus war das herrschaftlichste der ganzen Stadt . . . Beständig mußten die Freunde, der vielen Bekannten wegen, die Mühen herunternehmen, ja, von manchen Leuten wurden die Bierzehnjährigen zuerst gegrüßt . . .

Beide hatten die Schulmappen über die Schultern hängt, und beide waren sie gut und warm gekleidet; Hans in eine kurze Seemanns-Ueberjacke, über welcher auf Schultern und Rücken der breite, blaue Lagen seines Marine-Anzuges lag, und Tonio in einem grauen Gurt-Paletot. Hans trug eine dänische Strohmütze mit kurzen Bändern, unter der ein Schopf seines kastblonden Haares hervorquoll. Er war außerordentlich hübsch und wohlgestaltet, breit über den Schultern und schmal in den Hüften, mit freiliegenden und scharf blickenden stahlblauen Augen. Aber unter Tonios runder Pelzmütze blickten aus einem brünetten und ganz südlich scharf geschnittenen Gesicht dunkle und zart umschattete Augen mit zu schweren Lidern träumerisch und ein wenig zaghaft hervor . . . Mund und Kinn waren ihm ungewöhnlich weich gebildet. Er ging nachlässig und ungleichmäßig, während Hansens schlanke Beine in den schwarzen Strümpfen so elastisch und taktfest einhertritten . . .

Tonio sprach nicht. Er empfand Schmerz. In dem er seine etwas schräg stehenden Brauen zusammenzog und die Lippen zum Pfeifen gerundet hielt, blickte er seitwärts geneigten Kopfes ins Weite. Diese Haltung und Miene war ihm eigentümlich.

Plötzlich schob Hans seinen Arm unter den Tonios und sah ihn dabei von der Seite an, denn er wußte sehr wohl, um was es sich handelte. Und gleich Tonio auch bei den nächsten Schritten noch

schwieg, so ward er doch auf einmal sehr weich gestimmt.

„Ich hatte es nämlich nicht vergessen, Tonio,“ sagte Hans und blickte vor sich nieder auf das Tretoir, „sondern ich dachte nur, daß heute doch wohl nichts daraus werden könnte, weil es ja so naß und windig ist. Aber mir macht das gar nichts, und ich finde es famos, daß du trotzdem auf mich gewartet hast. Ich glaubte schon, du seiest nach Hause gegangen, und ärgerte mich . . .“

Alles in Tonio geriet in eine hüpfende und jubelnde Bewegung bei diesen Worten.

„Ja, wir gehen nun also über die Wälle!“ sagte er mit bewegter Stimme. „Ueber den Mühlenwall und den Holstenwall, und so bringe ich dich nach Hause, Hans . . . Bewahre, das schadet gar nicht, daß ich dann meinen Heimweg allein mache; du nächste Mal begleitest du mich.“

Im Grunde glaubte er nicht sehr fest an das, was Hans gesagt hatte, und fühlte genau, daß jenem nur halb so viel Gewicht auf diesen Spaziergang zu zweien legte, wie er. Aber er sah doch, daß Hans seine Vergeßlichkeit bereute und es sich angelegen sein ließ, ihn zu versöhnen. Und er war weit von der Absicht entfernt, die Versöhnung hinten zu halten . . .

Die Sache war die, daß Tonio Hans liebte und schon Vieles um ihn gelitten hatte. Und am meisten liebt, ist der Unterlegene und muß leiden.

- diese schlichte und harte Lehre hatte seine vierzehnjährige Seele bereits vom Leben entgegengenommen; und er war so geartet, daß er solche Erfahrungen wohl bemerkte, sie gleichsam innerlich aufschrieb und wissendermaßen seine Freude daran hatte, ohne sich eilich für seine Person danach zu richten und praktischen Nutzen daraus zu ziehen. Auch war es so, wie es ihm bestellt, daß er solche Lehren weit wichtiger und interessanter achtete, als die Kenntnisse, die man ihm in der Schule aufnöthigte, ja, daß er sich während der Unterrichtsstunden in den gothischen Klassengehölzen meistens damit abgab, solche Einsichten bis auf den Grund zu empfinden und völlig auszusprechen. Und diese Beschäftigung bereitete ihm eine ganz ähnliche Genugthuung, wie wenn er mit seiner Geige (denn er spielte die Geige) in seinem Zimmer umherging und die Töne, so weich, wie er sie nur hervorbringen vermochte, in das Plätschern des Springstrahles hinein erklingen ließ, der drunten im Garten unter den Zweigen des alten Walnußbaumes tänzelnd emporstieg . . .

Der Springbrunnen, der alte Walnußbaum, die Geige und in der Ferne das Meer, die Ostsee, deren sommerliche Träume er in den Ferien befeuchten durfte, diese Dinge waren es, die er liebte, mit denen er sich gleichsam umstellte, und zwischen denen sich sein inneres Leben abspielte, Dinge, deren Namen mit guter Wirkung in Versen zu verwenden er liebte und auch wirklich in den Versen, die Tonio Höger zuweilen verfertigte, immer wieder erklangen.

Dieses, daß er ein Heft mit selbstgeschriebenen Versen besaß, war durch sein eigenes Verschulden bekannt geworden und schadete ihm sehr, bei seinen Mitschülern sowohl wie bei den Lehrern. Dem Sohn Konsul Krögers schien es einerseits, als sei es dumm und gemein, daran Anstoß zu nehmen, und er verachtete dafür sowohl die Mitschüler wie die Lehrer, deren schlechte Manieren ihn obendrein abstießen, und deren persönliche Schwächen er seltsam eindringlich durchschaute. Andererseits aber empfand er selbst es als ausschweifend und eigentlich ungehörig, Verse zu machen, und mußte all denen gewissermaßen rechgeben, die es für eine befremdende Beschäftigung hielten. Allein das vermochte ihn nicht, davon abzulassen . . .

Da er daheim seine Zeit verthat, beim Unterricht langsamen und abgewandten Geistes war und bei den Lehrern schlecht angeschrieben stand, so bracht er beständig die erbärmlichsten Bensuren nach Haus, worüber sein Vater, ein langer, sorgfältig gekleideter Herr mit sinnenden blauen Augen, der immer ein Geldblume im Knopfloch trug, sich sehr erzürnt und bekümmert zeigte. Der Mutter Tonios jedoch, seine schönen, schwarzhaarigen Mutter, die Consuelo mit Vornamen hieß und überhaupt so anders war als die übrigen Damen der Stadt, weil der Vater sie einstmals von ganz unten auf der Landkarte heraufgeholt hatte, — seiner Mutter waren die Zeugnisse grundeinerlei . . .

Tonio liebte seine dunkle und feurige Mutter

Die so wunderbar den Flügel und die Mandoline spielte, und er war froh, daß sie sich ob seiner zweifelhaften Stellung unter den Menschen nicht grämte. Andererseits aber empfand er, daß der Zorn des Vaters weit würdiger und respektabler sei, und war, obgleich er von ihm gescholten wurde, im Grunde ganz einverstanden mit ihm, während er die heitere Gleichgültigkeit der Mutter ein wenig liederlich fand. Manchmal dachte er ungefähr: Es ist gerade genug, daß ich bin, wie ich bin, und mich nicht ändern will und kann, fahrlässig, widerspenstig und auf Dinge bedacht, an die sonst niemand denkt. Wenigstens geht es sich, daß man mich ernstlich schilt und straft dafür, und nicht mit Küssen und Musik darüber hinweggeht. Wir sind doch keine Zigeuner im grünen Sagen, sondern anständige Leute, Konsul Kröger's, die Familie der Kröger . . . Nicht selten dachte er auch: Warum bin ich doch so sonderlich und in Widerstreit mit allem, zerfallen mit den Lehrern und nicht einverstanden mit den anderen Jungen? Siehe sie an, die guten Schüler und die von solider Mittelmäßigkeit. Sie finden die Lehrer nicht komisch, sie machen kleine Verse und denken nur Dinge, die man eben nicht und die man laut aussprechen kann. Wie einverstanden und einverstanden mit allem und jeder kann sie sich fühlen müssen! Das muß gut sein . . . Was aber ist mit mir, und wie wird dies alles ablaufen?

Diese Art und Weise, sich selbst und sein Verhältnis zum Leben zu betrachten, spielte eine wichtige

Rolle in Tonios Liebe zu Hans Hansen. Er liebte ihn zunächst, weil er schön war; dann aber, weil er in allen Stücken als sein eigenes Widerspiel und Gegenpart erschien. Hans Hansen war ein vortrefflicher Schüler und außerdem ein frischer Gesell, der rittturnte, schwamm wie ein Feld und sich der allgemeinen Beliebtheit erfreute. Die Lehrer waren ihm beinahe mit Zärtlichkeit zugethan, nannten ihn mit Vornamen und förderten ihn auf alle Weise, die Kameraden waren auf seine Gunst bedacht, und auf der Straße hielten ihn Herren und Damen an, faßten ihn an dem Schopfe kastblonden Haares, der unter seiner dänischen Schiffermütze hervorquoll und sagten: „Guten Tag, Hans Hansen, mit deinem netten Schopfl! Bist du noch Primus? Grüß' Papa und Mama, mein prächtiger Junge . . .“

So war Hans Hansen, und seit Tonio Kröger ihn kannte, empfand er Sehnsucht, sobald er ihn erblickte, eine neidische Sehnsucht, die oberhalb der Brust saß und brannte. Wer so blaue Augen hätte, dachte er, und so in Ordnung und glücklicher Gemeinschaft mit aller Welt lebte, wie du! Stets bist du auf eine wohlstandige und allgemein respektierte Weise beschäftigt. Wenn du die Schulaufgabe erledigt hast, so nimmst du Reitstunden oder arbeitest mit der Laubsäge, und selbst in den Ferien, an der See, bist du vom Rudern, Segeln und Schwimmen in Anspruch genommen, indes ich müßiggängerisch und verloren im Sande liege und auf die geheimnisvoll wechselnden Dienenspiele starre, die über d

Deeres Antlitz huschen. Aber darum sind deine Augen so klar. Zu sein wie du . . . :

Er machte nicht den Versuch, zu werden wie Hans Hansen, und vielleicht war es ihm nicht einmal sehr ernst mit diesem Wunsche. Aber er beehrte seinerzlich, so, wie er war, von ihm geliebt zu werden, und er warb um seine Liebe auf seine Art, eine klagende und innige, hingebungsvolle, leidende und thümliche Art, aber von einer Wehmut, die tiefer zu zehrender brennen kann, als alle jähe Leidenschaftlichkeit, die man von seinem fremden Aeußeren hätte erwarten können.

Und er warb nicht ganz vergebens, denn Hans, der übrigens eine gewisse Ueberlegenheit an ihm wahrnahm, eine Gewandtheit des Mundes, die Tonio nicht hätte, schwierige Dinge auszusprechen, begriff ganz wohl, daß hier eine ungewöhnlich starke und feine Empfindung für ihn lebendig sei, erwiess sich dankbar und bereitete ihm manches Glück durch sein Gegenkommen — aber auch manche Pein der Verfühlung, der Enttäuschung und der vergeblichen Bemühungen, eine geistige Gemeinschaft herzustellen. Denn es war das Merkwürdige, daß Tonio, der Hans Hansen doch um seine Daseinsart beneidete, beständig trachtete, ihn zu seiner eigenen herüberzuführen, was höchstens auf Augenblicke und auch dann nur scheinbar gelingen konnte . . .

„Ich habe jetzt etwas Wundervolles gelesen, etwas Prachtvolles . . .“ sagte er. Sie gingen und kamen gemeinsam aus einer Düte Fruchtbonbons, die

sie bei Krämer Zwergen in der Mühlenstraße für zehn Pfennige erstanden hatten. „Du mußt es lesen Hans, es ist nämlich Don Carlos von Schiller . . . Ich leihe es dir, wenn du willst . . .“

„Ach nein,“ sagte Hans Hansen, „das laß nur Tonio, das paßt nicht für mich. Ich bleibe bei meinen Pferdebüchern, weißt du. Famosse Abbildungen sind darin, sage ich dir. Wenn du mal bei mir bist, zeig ich sie dir. Es sind Augenblicks-Photographien, wo man sieht die Gänse im Trab und im Galopp und im Sprunge, in allen Stellungen, die man in Wirklichkeit gar nicht zu sehen bekommt, weil es zu schnell geht . . .“

„In allen Stellungen?“ fragte Tonio höflich. „Ja, das ist fein. Was aber Don Carlos betrifft, so geht das über alle Begriffe. Es sind Stellen darin, du sollst sehen, die so schön sind, daß es einen Ruck giebt, daß es gleichsam knallt . . .“

„Knallt es?“ fragte Hans Hansen . . . „Wieso“

„Da ist zum Beispiel die Stelle, wo der König geweint hat, weil er von dem Marquis betrogen . . . aber der Marquis hat ihn nur dem Prinzen zu Liebe betrogen, verstehst du, für den er sich opfert. Und nun kommt aus dem Kabinett in das Wohnzimmer die Nachricht, daß der König geweint hat. ‚Geweint?‘ ‚Der König geweint?‘ Alle Hofmänner sind fürchterlich betreten, und es geht einem durch, und durch, denn es ist ein schrecklich starrer und strenger König. Aber man begreift es so gut, daß er geweint hat, und mir thut er eigentlich mehr leid.“

Iß der Prinz und der Marquis zusammengenommen. Er ist immer so ganz allein und ohne Liebe, und nun glaubt er einen Menschen gefunden zu haben, und der verrät ihn . . .“

Hans Hansen sah von der Seite in Tonios Gesicht, und irgend etwas in diesem Gesicht mußte ihn wohl dem Gegenstande gewinnen, denn er schob lässlich wieder seinen Arm unter den Tonios und sagte:

„Auf welche Weise verrät er ihn denn, Tonio?“
Tonio geriet in Bewegung.

„Ja, die Sache ist,“ fing er an, „daß alle Briefe nach Brabant und Flandern . . .“

„Da kommt Erwin Zimmerthal,“ sagte Hans. Tonio verstummte. Möchte ihn doch, dachte er, die Erde verschlingen, diesen Zimmerthal! Warum muß er kommen und uns stören! Wenn er nur nicht mit uns geht und den ganzen Weg von der Reitstunde spricht . . . Denn Erwin Zimmerthal hatte ebenfalls Reitstunde. Er war der Sohn des Bankrektors und wohnte hier draußen vorm Thore. Mit seinen krummen Beinen und Schlibaugen kam er ihnen, schon ohne Schulmappe, durch die Allee entgegen.

„Lag, Zimmerthal,“ sagte Hans. „Ich gehe ein bißchen mit Kröger . . .“

„Ich muß zur Stadt,“ sagte Zimmerthal, „und was besorgen. Aber ich gehe noch ein Stück mit euch . . . Das sind wohl Fruchtbonbons, die ihr da habt? Ja, danke, ein paar esse ich. Morgen haben

wir wieder Stunde, Hans.“ — Es war die Reitstunde gemeint.

„Tamos!“ sagte Hans. „Ich bekomme jetzt die ledernen Samaschen, du, weil ich neulich die Eins in Exercitium hatte . . .“

„Du hast wohl keine Reitstunde, Kröger?“ fragte Zimmerthal, und seine Augen waren nur ein Paar blanker Röhren . . .

„Nein . . .“ antwortete Tonio mit ganz ungewisser Betonung.

„Du solltest,“ bemerkte Hans Hansen, „deinen Vater bitten, daß du auch Stunde bekommst Kröger.“

„Ja . . .“ sagte Tonio zugleich hastig und gleichgültig. Einen Augenblick schnürte sich ihm die Kehle zusammen, weil Hans ihn mit Nachnamen angeredet hatte; und Hans schien dies zu fühlen, denn er sagte erläuternd:

„Ich nenne dich Kröger, weil dein Vorname so verrückt ist, du, entschuldige, aber ich mag ihn nicht leiden. Tonio . . . Das ist doch überhaupt kein Name. Uebrigens kannst du ja nichts dafür, bleib wahr!“

„Nein, du heißt wohl hauptsächlich so, weil es ausländisch klingt und etwas Besonderes ist . . .“ sagte Zimmerthal und that, als ob er zum Guten reden wollte.

Tonios Mund zuckte. Er nahm sich zusammen und sagte:

„Ja, es ist ein alberner Name, ich möchte, weiß Gott, lieber Heinrich oder Wilhelm heißen, das könnt ihr mir glauben. Aber es kommt daher, daß ein Bruder meiner Mutter, nach dem ich getauft worden bin, Antonio heißt; denn meine Mutter ist doch von ihnen . . .“

Dann schwieg er und ließ die beiden von Pferden und Lederzeug sprechen. Hans hatte Zimmerthal untergefaßt und redete mit einer geläufigen Teilnahme, die für Don Carlos niemals in ihm zu entdecken gewesen wäre . . . Von Zeit zu Zeit fühlte Antonio, wie der Drang zu weinen ihm prickelnd in die Nase stieg; auch hatte er Mühe, sein Kinn in der Gewalt zu behalten, das beständig ins Bittern geriet . . .

Hans mochte seinen Namen nicht leiden, — was er dabei zu thun? Er selbst hieß Hans, und Zimmerthal hieß Erwin, gut, das waren allgemein anerkannte Namen, die niemand befremdeten. Aber „Antonio“ war etwas Ausländisches und Besonderes. Aber, es war in allen Stücken etwas Besonderes mit ihm, ob er wollte oder nicht, und er war allein und abgeschlossen von den Ordentlichen und Gewöhnlichen, obgleich er doch kein Zigeuner im grünen Sagen war, sondern ein Sohn Konsul Krögers, aus der Familie der Kröger . . . Aber warum nannte Hans ihn Antonio, solange sie allein waren, wenn er, wenn ein dritter hinzu, anfing, sich seiner zu schämen? „Zuweilen war er ihm nahe und gewonnen, ja.“ Auf welche Weise verrät er ihn denn, Antonio? hatte er gefragt und ihn untergefaßt. Aber als dann

Zimmerthal gekommen war, hatte er dennoch erleichtert aufgeatmet, hatte ihn verlassen und ihm ohne Not seinen fremden Rufnamen vorgeworfen. Wie weh es that, dies alles durchschauen zu müssen . . . Hans Hansen hatte ihn im Grunde ein wenig gern, wenn sie unter sich waren, er mußte es. Aber kam ein dritter, so schämte er sich dessen und opferte ihn auf. Und er war wieder allein. Er dachte an König Philipp. Der König hat geweint . . .

„Gott bewahre,“ sagte Erwin Zimmerthal, „nun muß ich aber wirklich zur Stadt! Adieu, ihr, und Dank für die Fruchtbonbons!“ Darauf sprang er auf eine Bank, die am Wege stand, lief mit seinen krummen Beinen darauf entlang und trabte davon.

„Zimmerthal mag ich leiden!“ sagte Hans mit Nachdruck. Er hatte eine verwöhnte und selbstbewußte Art, seine Sympathien und Abneigungen kundzugeben, sie gleichsam gnädigst zu verteilen . . . Und dann fuhr er fort, von der Reitstunde zu sprechen, weil er einmal im Zuge war. Es war auch nicht mehr so weit bis zum Hansenschen Wohnhause der Weg über die Wälle nahm nicht so viel Zeit in Anspruch. Sie hielten ihre Mützen fest und beugten die Köpfe vor dem starken, feuchten Wind, der in den kahlen Geäst der Bäume knarrte und stöhnte. Und Hans Hansen sprach, während Tonio nur dann und wann ein künstliches Ach und Jaja einfließen ließ ohne Freude darüber, daß Hans ihn im Eifer der Rede wieder untergefakt hatte, denn das war nur eine scheinbare Annäherung, ohne Bedeutung.

Dann verließen sie die Wallanlagen unfern des Bahnhofes, sahen einen Zug mit plumper Eilfertigkeit vorüberpuffen, zählten zum Zeitvertreib die Wagen und winkten dem Manne zu, der in seinen Pelz verummmt zuhöchst auf dem allerletzten saß. Und am Lindenplatze, vor Großhändler Hansens Villa, blieben sie stehen, und Hans zeigte ausführlich, wie amüßant es sei, sich unten auf die Gartenpforte zu stellen und sich in den Angeln hin und her zu schlenkern, daß es nur so freischte. Aber hierauf verabschiedete er sich.

„Ja, nun muß ich hinein,“ sagte er. „Adieu, Tonio. Das nächste Mal begleite ich dich nach Hause, ich bin sicher.“

„Adieu, Hans,“ sagte Tonio, „es war nett, mit dir zu verabschieden.“

Ihre Hände, die sich drückten, waren ganz naß und rostig von der Gartenpforte. Als aber Hans in Tonios Augen sah, entstand etwas wie reuiges Bedauern in seinem hübschen Gesicht.

„Uebrigens werde ich nächstens ‚Don Carlos‘ lesen!“ sagte er rasch. „Das mit dem König im Kabinett muß famos sein!“ Dann nahm er seine Mappe unter den Arm und lief durch den Vorgarten. Bevor er im Hause verschwand, nickte er noch einmal zurück.

Und Tonio Kröger ging ganz verklärt und beschwingt von dannen. Der Wind trug ihn von hinten, aber es war nicht darum allein, daß er so leicht von der Stelle kam.

Hans würde ‚Don Carlos‘ lesen, und dann

würden sie etwas miteinander haben, worüber weder Zimmerthal noch irgend ein Anderer mitreden konnte! Wie gut sie einander verstanden! Wer wußte, — vielleicht brachte er ihn noch dazu, ebenfalls Verse zu schreiben? . . . Nein, nein, das wollte er nicht! Hans sollte nicht werden, wie Tonio, sondern bleiben, wie er war, so hell und stark, wie alle ihn liebten und Tonio am meisten! Aber daß er ‚Don Carlos‘ las, würde trotzdem nicht schaden . . . Und Tonio ging durch das alte, untersepte Thor, ging am Hafen entlang und die steile, zugige und nasse Giebelgasse hinauf zum Haus seiner Eltern. Damals lebte sein Herz; Sehnsucht war darin und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit.

2.

Die blonde Junge, Ingeborg Holm, Doktor Holms Tochter, der am Markte wohnte, dort, wo hoch, spitzig und vielfach der gothische Brunnen stand, sie war's, die Tonio Kröger liebte, als er sechzehn Jahre alt war.

Wie geschah das? Er hatte sie tausendmal gesehen; an einem Abend jedoch sah er sie in einer gewissen Beleuchtung, sah, wie sie im Gespräch mit einer Freundin auf eine gewisse übermütige Art lachend den Kopf zur Seite warf, auf eine gewisse Art ihre Hand, eine gar nicht besonders schmale, gar nicht besonders feine Klein-

Mädchen-Hand zum Hinterkopfe führte, wobei der weiße Gaze-Ärmel von ihrem Ellenbogen zurückglitt, hörte, wie sie ein Wort, ein gleichgültiges Wort, auf eine gewisse Art betonte, wobei ein warmes Klingen in ihrer Stimme war, und ein Entzücken ergriff sein Herz, weit stärker als jenes, das er früher zuweilen empfunden hatte, wenn er Hans Hansen betrachtete, damals, als er noch ein kleiner, dummer Junge war.

An diesem Abend nahm er ihr Bild mit fort, mit dem dicken, blonden Zopf, den länglich geschnittenen, lachenden, blauen Augen und dem zart ange deuteten Sattel von Sommersprossen über der Nase, konnte nicht einschlafen, weil er das Klingen in ihrer Stimme hörte, versuchte leise, die Betonung nachzuahmen, mit der sie das gleichgültige Wort ausgesprochen hatte, und erschauerte dabei. Die Erfahrung lehrte ihn, daß dies die Liebe sei. Aber obgleich er genau wußte, daß die Liebe ihm viel Schmerz, Drangsal und Demütigung bringen müsse, daß sie überdies den Frieden zerstöre und das Herz mit Melodien überfülle, ohne daß man Ruhe fand, eine Sache rund zu formen und in Gelassenheit etwas Ganzes daraus zu schmieden, so nahm er sie doch mit Freuden auf, überließ sich ihr ganz und pflegte sie mit den Kräften seines Gemüthes, denn er wußte, daß sie reich und lebendig mache, und er sehnte sich, reich und lebendig zu sein, statt in Gelassenheit etwas Ganzes zu schmieden . . .

Dies, daß Tonio Kröger sich an die lustige Inge

Holm verlor, ereignete sich in dem ausgeräumten Salon der Konsulin Hustedde, die es an jenem Abend traf, die Tanzstunde zu geben; denn es war ein Privat-Kursus, an dem nur Angehörige von ersten Familien teilnahmen, und man versammelte sich reihum in den elterlichen Häusern, um sich Unterricht in Tanz und Anstand erteilen zu lassen. Aber zu diesem Behufe kam allwöchentlich Balletmeister Knaak eigens von Hamburg herbei.

François Knaak war sein Name, und was für ein Mann war das! „J'ai l'honneur de me vous représenter,“ sagte er, „mon nom est Knaak . . . Und dies spricht man nicht aus, während man sich verbeugt, sondern wenn man wieder aufrecht steht, — gedämpft und dennoch deutlich. Man ist nicht täglich in der Lage, sich auf Französisch vorstellen zu müssen, aber kann man es in dieser Sprache korrekt und tadellos, so wird es einem auf Deutsch erst recht nicht fehlen.“ Wie wunderbar der seidig schwarze Gehrock sich an seine fetten Hüften schmiegte! In weichen Falten fiel sein Beinleid auf seine Lackschuhe hinab, die mit breiten Atlasschleifen geschmückt waren, und seine braunen Augen blickten mit einem müden Gluck über ihre eigene Schönheit umher . . .

Jedermann ward erdrückt durch das Uebermaß seiner Sicherheit und Wohlansständigkeit. Er schritt — und niemand schritt wie er, elastisch, wogend, wiegend, königlich — auf die Herrin des Hauses zu, verbeugte sich und wartete, daß man ihm die Hand reiche. Erhielt er sie, so dankte er mit leiser Stimme

dafür, trat federnd zurück, wandte sich auf dem linken Fuße, schnellte den rechten mit niedergedrückter Spitze eitwärts vom Boden ab und schritt mit bebenden Hüften davon . . .

Man ging rückwärts und unter Verbeugungen zur Thür hinaus, wenn man eine Gesellschaft verließ, man schleppte einen Stuhl nicht herbei, indem man ihn an einem Bein ergriff, oder am Boden entlang schleifte, sondern man trug ihn leicht an der Lehne herzu und setzte ihn geräuschlos nieder. Man stand nicht da, indem man die Hände auf dem Bauch altete und die Zunge in den Mundwinkel schob; that man es dennoch, so hatte Herr Rnaaf eine Art, es ebenso zu machen, daß man für den Rest seines Lebens einen Ekel vor dieser Haltung bewahrte . . .

Dies war der Anstand. Was aber den Tanz betraf, so meisterte Herr Rnaaf ihn womöglich in noch höherem Grade. In dem ausgeräumten Salon brannten die Gasflammen des Kronleuchters und die Kerzen auf dem Ramin. Der Boden war mit Talkum bestreut, und in stummem Halbkreise standen die Eleven umher. Aber jenseits der Portièren, in der anstoßenden Stube, saßen auf Plüschstühlen die Mütter und Tanten, und betrachteten durch ihre Lorgnetten Herrn Rnaaf, wie er, in gebückter Haltung, den Saum seines Gehrockes mit je zwei Fingern erfaßt hielt und mit federnden Beinen die einzelnen Teile der Mazurka demonstrierte. Beabsichtigte er aber, sein Publikum gänzlich zu verblüffen, so schnellte er sich plötzlich und ohne zwin-

genden Grund vom Boden empor, indem er seine Beine mit verwirrender Schnelligkeit in der Luft umeinander wirbelte, gleichsam mit denselben trillerte, worauf er mit einem gedämpften, aber alles in seinen Festen erschütternden Plumps zu dieser Erde zurückkehrte . . .

Was für ein unbegreiflicher Affe, dachte Tonio Kröger in seinem Sinn. Aber er sah wohl, daß Inge Holm, die lustige Inge, oft mit einem selbstvergessenen Lächeln Herrn Rnaaks Bewegungen verfolgte, und nicht dies allein war es, weshalb alle diese wundervoll beherrschte Körperlichkeit ihm im Grunde etwas wie Bewunderung abgewann. Wie ruhevoll und unverwirrbar Herrn Rnaaks Augen blickten! Sie sahen nicht in die Dinge hinein, bis dorthin, wo sie kompliziert und traurig werden; sie wußten nichts, als daß sie braun und schön seien. Aber deshalb war seine Haltung so stolz! Ja, man mußte dumm sein, um so schreiten zu können, wie er; und dann wurde man geliebt, denn man war liebenswürdig. Er verstand es so gut, daß Inge, die blonde, süße Inge, auf Herrn Rnaak blickte, wie sie es that. Aber würde denn niemals ein Mädchen so auf ihn selbst blicken?

O doch, das kam vor. Da war Magdalena Vermehren, Rechtsanwält Vermehrens Tochter, mit dem sanften Mund und den großen, dunklen, blanken Augen voll Ernst und Schwärmerei. Sie fiel oft hin beim Tanzen; aber sie kam zu ihm bei der Damenwahl, sie wußte, daß er Verse dichtete, si

alle ihn zweimal gebeten, sie ihr zu zeigen, und oftmals schaute sie ihn von Weitem mit gesenktem Kopfe an. Aber was sollte ihm das? Er, er liebte Inge Holm, die blonde, lustige Inge, die ihn sicher darum verachtete, daß er poetische Sachen schrieb . . . Er sah sie an, sah ihre schmalgeschnittenen, blauen Augen, die voll Glück und Spott waren, und eine eidische Sehnsucht, ein herber, drängender Schmerz, daß ihr ausgeschlossen und ihr ewig fremd zu sein, daß in seiner Brust und brannte . . .

„Erstes Paar en avant!“ sagte Herr Knaaf, und eine Worte schildern, wie wunderbar der Mann den nasal-Laut hervorbrachte. Man übte Quadrille, und zu Tonio Krögers tiefem Erschrecken befand er sich mit Inge Holm in ein und demselben Carré. Er rief sie, wie er konnte, und dennoch geriet er beständig in ihre Nähe; er wehrte seinen Augen, sich ihr zu nahen, und dennoch traf sein Blick beständig auf sie . . . Nun kam sie an der Hand des rotköpfigen Ferdinand Matthiessen gleitend und laufend herbei, warf den Kopf zurück und stellte sich aufatmend ihm gegenüber; Herr Heinzelmann, der Klavierspieler, riff mit seinen knochigen Händen in die Tasten, Herr Knaaf kommandierte, die Quadrille begann.

Sie bewegte sich vor ihm hin und her, vorwärts und rückwärts, schreitend und drehend, ein Duft, der von ihrem Haar oder dem zarten, weißen Stoff ihres Kleides ausging, berührte ihn manchmal, und seine Augen trübten sich mehr und mehr. „Ich liebe dich, liebe, süße Inge, sagte er innerlich,

und er legte in diese Worte seinen ganzen Schmerz darüber, daß sie so eifrig und lustig bei der Sache war und sein nicht achtete. Ein wunderschönes Gedicht von Storm fiel ihm ein: „Ich möchte schlafen; aber du mußt tanzen.“ Der demütigende Widersinn quälte ihn, der darin lag, tanzen zu müssen, während man liebte . . .

„Erstes Paar en avant!“ sagte Herr Rnaak, denn es kam eine neue Tour. „Compliment! Moulinet des dames! Tour de main!“ Und niemand beschreibt, auf welcher graziösen Art er das stumme *e* vom „de“ verschluckte.

„Zweites Paar en avant!“ Tonio Kröger und seine Dame waren daran. „Compliment!“ Und Tonio Kröger verbeugte sich. „Moulinet des dames!“ Und Tonio Kröger, mit gesenktem Kopfe und finsternen Brauen, legte seine Hand auf die Hände der vier Damen, auf die Inge Holms, und tanzte „moulinet“.

Ringsum entstand ein Nichern und Lachen. Herr Rnaak fiel in eine Ballet-Pose, welche ein stilisiertes Entsetzen ausdrückte. „O weh!“ rief er. „Halt, halt! Kröger ist unter die Damen geraten! En arrière, Fräulein Kröger, zurück, si done! Alle haben es nun verstanden, nur Sie nicht. Husch! Fort! Zurück mit Ihnen!“ Und er zog sein gelbseidenes Taschentuch und scheuchte Tonio Kröger damit an seinen Platz zurück.

Alles lachte, die Jungen, die Mädchen und die Damen jenseits der Portièren, denn Herr Rnaak hatte etwas gar zu Drolliges aus dem Zwischenfal

gemacht, und man amüsierte sich wie im Theater. Nur Herr Heinzelmann wartete mit trockener Geschäftsmiene auf das Zeichen zum Weiterspielen, denn er war abgehärtet gegen Herrn Snaaks Wirkungen.

Dann ward die Quadrille fortgesetzt. Und dann war Pause. Das Folgmädchen flirrte mit einem Theebrett voll Weingelb-Gläsern zur Thür herein, und die Köchin folgte mit einer Ladung Plumcake in ihrem Kiehwasser. Aber Tonio Kröger stahl sich fort, ging heimlich auf den Korridor hinaus und stellte sich dort, die Hände auf dem Rücken, vor ein Fenster mit herabgelassener Jalousie, ohne zu bedenken, daß man durch diese Jalousie gar nichts sehen konnte, und daß es also lächerlich sei, davorzustehen und zu thun, als blicke man hinaus.

Er blickte aber in sich hinein, wo so viel Gram und Sehnsucht war. Warum, warum war er hier? Warum saß er nicht in seiner Stube am Fenster und las in Storms „Zimmensee“ und blickte hie und da in den abendlichen Garten hinaus, wo der alte Wallnußbaum schwerfällig knarrte? Das wäre sein Platz gewesen. Mochten die anderen tanzen und frisch und geschickt bei der Sache sein! . . . Nein, nein, sein Platz war dennoch hier, wo er sich in Inges Nähe wußte, wenn er auch nur einsam von ferne stand und versuchte, in dem Summen, Mirren und Lachen dort drinnen ihre Stimme zu unterscheiden, in welcher es klang von warmem Leben. Deine länglich geschnittenen, blauen, lachenden Augen, du blonde Inge! So schön und heiter wie du kann

man nur sein, wenn man nicht „Zimmensee“ liest und niemals versucht, selbst dergleichen zu machen; das ist das Traurige! . . .

Sie müßte kommen! Sie müßte bemerken, daß er fort war, müßte fühlen, wie es um ihn stand, müßte ihm heimlich folgen, wenn auch nur aus Mitleid, ihm ihre Hand auf die Schulter legen und sagen: Komm herein zu uns, sei froh, ich liebe dich. Und er horchte hinter sich und wartete in unvernünftiger Spannung, daß sie kommen möge. Aber sie kam keines Weges. Dergleichen geschah nicht auf Erden.

Hatte auch sie ihn verlacht, gleich allen anderen? Ja, das hatte sie gethan, so gern er es ihret- und seinetwegen geleugnet hätte. Und doch hatte er nur aus Versunkenheit in ihre Nähe „moulinet des dames“ mitgetanzt. Und was verschlug das? Man würde vielleicht einmal aufhören, zu lachen! Hatte etwa nicht kürzlich eine Zeitschrift ein Gedicht von ihm angenommen, wenn sie dann auch wieder eingegangen war, bevor das Gedicht hatte erscheinen können? Es kam der Tag, wo er berühmt war, wo alles gedruckt wurde, was er schrieb, und dann würde man sehen, ob es nicht Eindruck auf Inge Holm machen würde . . . Es würde keinen Eindruck machen, nein, das war es ja. Auf Magdalena Vermehren, die immer hinfiel, ja, auf die. Aber niemals auf Inge Holm, niemals auf die blauäugige, lustige Inge. Und war es also nicht vergebens? . . .

Tonio Krögers Herz zog sich schmerzlich zusammen bei diesem Gedanken. Zu fühlen, wie wunderbare spielende und schwermütige Kräfte sich in dir regen, und dabei zu wissen, daß diejenigen, zu denen du dich hinübersehnst, ihnen in heiterer Anzugänglichkeit gegenüberstehen, das thut sehr weh. Aber obgleich er einsam, ausgeschlossen und ohne Hoffnung vor einer geschlossenen Jalousie stand und in seinem Kummer that, als könne er hindurchblicken, so war er dennoch glücklich. Denn damals ebte sein Herz. Warm und traurig schlug es für dich, Ingeborg Holm, und seine Seele umfaßte deine blonde, lichte und übermütig gewöhnliche kleine Persönlichkeit in seliger Selbstverleugnung.

Mehr als einmal stand er mit erhittem Angesicht an einsamen Stellen, wohin Musik, Blumenluft und Gläsergeklirr nur leise drangen, und suchte, in dem fernen Festgeräusch deine klingende Stimme zu unterscheiden, stand in Schmerzen um dich und war dennoch glücklich. Mehr als einmal kränkte es ihn, daß er mit Magdalena Vermehren, die immer in die Ferne sah, sprechen konnte, daß sie ihn verstand und mit ihm lachte und ernst war, während die blonde Junge, die er auch neben ihr, ihm fern und fremd und beemdet erschien, denn seine Sprache war nicht ihre Sprache; und dennoch war er glücklich. Denn das Glück, sagte er sich, ist nicht, geliebt zu werden; das ist eine mit Ekel gemischte Genugthuung für die Eitelkeit. Das Glück ist, zu lieben und vielleicht kleine, übergerische Annäherungen an den geliebten Gegen-

stand zu erfassen. Und er schrieb diesen Gedanken innerlich auf, dachte ihn völlig aus und empfand ihn bis auf den Grund.

Treue! dachte Tonio Kröger. Ich will treu sein und dich lieben, Ingeborg, solange ich lebe! So wohlmeinend war er. Und dennoch flüsterte in ihm eine leise Furcht und Trauer, daß er ja auch Hans Hansen ganz und gar vergessen habe, obgleich er ihn täglich sah. Und es war das Häßliche und Erbärmliche, daß diese leise und ein wenig hämische Stimme recht behielt, daß die Zeit verging und Tage kamen, da Tonio Kröger nicht mehr so unbedingt wie ehemals für die lustige Inge zu sterben bereit war, weil er Lust und Kräfte in sich fühlte, auf seine Art in der Welt eine Menge des Merkwürdigen zu leisten.

Und er umkreiste behutsam den Opfer-Altar, auf dem die lautere und keusche Flamme seiner Liebe loderte, kniete davor und schürte und nährte sie auf alle Weise, weil er treu sein wollte. Und über eine Weile, unmerklich, ohne Aufsehen und Geräusch, war sie dennoch erloschen.

Aber Tonio Kröger stand noch eine Zeit lang vor dem erkalteten Altar, voll Staunen und Enttäuschung darüber, daß Treue auf Erden unmöglich war. Dann suchte er die Achseln und ging seiner Wege.

3.

Er ging den Weg, den er gehen mußte, ein wenig nachlässig und ungleichmäßig, vor sich hinpfirschend, mit seitwärts geneigtem Kopfe ins Weite blickend, und wenn er irre ging, so geschah es, weil es für Etliche einen richtigen Weg überhaupt nicht giebt. Fragte man ihn, was in aller Welt er zu werden gewachte, so erteilte er wechselnde Auskunft, denn er pflegte zu sagen (und hatte es auch bereits aufgeschrieben), daß er die Möglichkeiten zu tausend Dacinsformen in sich trage, zusammen mit dem heimlichen Bewußtsein, daß es im Grunde lauter Unmöglichkeiten seien . . .

Schon bevor er von der engen Vaterstadt schied, hatten sich leise die Klammern und Fäden gelöst, mit der sie ihn hielt. Die alte Familie der Kröger war nach und nach in einen Zustand des Abbröckelns und der Zerfetzung geraten, und die Leute hatten Grund, Tonio Kröger's eigenes Sein und Wesen ebenfalls zu den Merkmalen dieses Zustandes zu rechnen. Seines Vaters Mutter war gestorben, das Haupt des Geschlechts, und nicht lange darauf, so folgte sein Vater, der lange, sinnende, sorgfältig gekleidete Herr mit der Feldblume im Knopfloch, ihr im Tode nach. Das rothe Kröger'sche Haus stand mitsamt seiner würdigen Geschichte zum Verkaufe, und die Firma ward ausgelöscht. Tonio's Mutter jedoch, seine schöne, curige Mutter, die so wunderbar den Flügel und die Mandoline spielte und der alles ganz einerlei

war, vermählte sich nach Jahresfrist aufs Neue und zwar mit einem Musiker, einem Virtuosen mit italienischem Namen, dem sie in blaue Fernen folgte. Tonio Kröger fand dies ein wenig liederlich; aber war er berufen, es ihr zu wehren? Er schrieb Verse und konnte nicht einmal beantworten, was in aller Welt er zu werden gedachte . . .

Und er verließ die winklige Heimatstadt, um deren Giebel der feuchte Wind pfiff, verließ den Springbrunnen und den alten Ballnußbaum im Garten, die Vertrauten seiner Jugend, verließ auch das Meer, das er so sehr liebte, und empfand keinen Schmerz dabei. Denn er war groß und klug geworden, hatte begriffen, was für eine Verwandtnis es mit ihm hatte, und war voller Spott für das plumpe und niedrige Dasein, das ihn so lange in seiner Mitte gehalten hatte.

Er ergab sich ganz der Macht, die ihm als die erhabenste auf Erden erschien, zu deren Dienst er sich berufen fühlte, und die ihm Hoheit und Ehren versprach, der Macht des Geistes und Wortes, die lächelnd über dem unbewußten und stummen Leben thront. Mit seiner jungen Leidenschaft ergab er sich ihr, und sie lohnte ihm mit allem, was sie zu schenken hat, und nahm ihm unerbittlich all das, was sie als Entgelt dafür zu nehmen pflegt.

Sie schärfte seinen Blick und ließ ihn die großen Wörter durchschauen, die der Menschen Busen blähen, sie erschloß ihm der Menschen Seelen und seine eigene, machte ihn hellsehend und zeigte ihm

Es Innere der Welt und alles Letzte, was hinter den Worten und Thaten ist. Was er aber sah, war dies: Jam und Elend — Romik und Elend.

Da kam, mit der Qual und dem Hochmut der Erkenntnis, die Einsamkeit, weil es ihn im Kreise der Armlosen mit dem fröhlich dunklen Sinn nicht litt und das Mal an seiner Stirn sie verstörte. Aber er hr und mehr versüßte sich ihm auch die Lust am Worte und der Form, denn er pflegte zu sagen (und hatte es auch bereits aufgeschrieben), daß die Kenntniss der Seele allein unfehlbar trübsinnig machen werde, wenn nicht die Vergnügungen des Ausdrucks es wach und munter erhielten . . .

Er lebte in großen Städten und im Süden, von dessen Sonne er sich ein üppigeres Reisen seiner Kunst sprach; und vielleicht war es das Blut seiner Mutter, welches ihn dorthin zog. Aber da sein Herz kalt und ohne Liebe war, so geriet er in Abenteuer des Fleisches, stieg tief hinab in Wollust und heiße Schuld und litt unsäglich dabei. Vielleicht war es das Erbteil seines Vaters in ihm, des langen, sinnenden, rauhlich gekleideten Mannes mit der Feldblume im Kopfloch, das ihn dort unten so leiden machte und manchmal eine schwache, sehnsüchtige Erinnerung in ihn sich regen ließ an eine Lust der Seele, die einstmals sein eigen gewesen war, und die er in allen Dingen nicht wiederfand.

Ein Ekel und Haß gegen die Sinne erfaßte ihn und ein Verlangen nach Reinheit und wohlstandigem Frieden, während er doch die Lust der Kunst atmete,

die laue und süße, duftgeschwängerte Luft eines beständigen Frühlings, in der es treibt und braut und feimt in heimlicher Zeugungswonne. So kam es nun dahin, daß er, haltlos zwischen krassen Extremen zwischen eifriger Geistigkeit und verzehrender Sinnenglut hin- und hergeworfen, unter Gewissensnöten ein erschöpfendes Leben führte, ein ausbündiges, ausschweifendes und außerordentliches Leben, das er Tonio Kröger, im Grunde verabscheute. Welch Irrgang! dachte er zuweilen. Wie war es nur möglich daß ich in alle diese excentrischen Abenteuer geriet! Ich bin doch kein Bigeuner im grünen Wagen, von Hause aus . . .

Aber in dem Maße, wie seine Gesundheit geschwächt ward, verschärfte sich seine Künstlerschaft ward wählerisch, erlesen, kostbar, fein, reizbar gegen das Banale und aufs höchste empfindlich in Fragen des Taktes und Geschmacks. Als er zum ersten Male hervortrat, wurde unter denen, die es anging viel Beifall und Freude laut, denn es war ein wertvoll gearbeitetes Ding, was er geliefert hatte, voll Humor und Kenntniß des Leidens. Und schone ward sein Name, derselbe, mit dem ihn einst seine Lehrer scheltend gerufen hatten, derselbe, mit dem er seine ersten Reime an den Wallnußbaum, den Springbrunnen und das Meer unterzeichnet hatte, dieser aus Süd und Nord zusammengesetzte Klang, dieser erotisch angehauchte Bürgername zu einer Form die Vortreffliches bezeichnete; denn der schmerzliche Gründlichkeit seiner Erfahrungen gefellte sich ein

starrer, zäh ausharrender und ehrfüchtiger Fleiß, der im Kampf mit der wählerischen Reizbarkeit seines Geschmacks unter heftigen Qualen ungewöhnliche Werke entstehen ließ.

Er arbeitete nicht wie Jemand, der arbeitet, um zu leben, sondern wie Einer, der nichts will, als zu arbeiten, weil er sich als lebendigen Menschen für nichts achtet, nur als Schaffender in Betracht zu kommen wünscht und im Uebrigen grau und unauffällig dahergeht, wie ein abgeschminakter Schauspieler, der nichts ist, solange er nichts darzustellen hat. Er arbeitete stumm, abgeschlossen, unsichtbar und voller Achtung für jene Kleinen, denen das Talent ein gellicher Schmuß war, die, ob sie nun arm oder reich waren, wild und abgerissen einhergingen oder mit persönlichen Kravatten Luxus trieben, in erster Linie natürlich, liebenswürdig und künstlerisch zu leben begehrt waren, unwissend darüber, daß gute Werke nur unter dem Druck eines schlimmen Lebens entstehen, daß, wer lebt, nicht arbeitet, und daß man gestorben sein muß, um ganz ein Schaffender zu sein.

4.

„Störe ich?“ fragte Tonio Kröger auf der Schwelle des Ateliers. Er hielt seinen Hut in der Hand und verbeugte sich sogar ein wenig, obgleich Larweta Iwanowna seine Freundin war, der er es sagte.

„Erbarmen Sie sich, Tonio Kröger, und kommen Sie ohne Ceremonien herein!“ antwortete sie mit ihrer hüpfenden Betonung. „Es ist bekannt, daß Sie eine gute Kinderstube genossen haben und wissen was sich schickt.“ Dabei steckte sie ihren Pinsel zu der Palette in die linke Hand, reichte ihm die rechte und blickte ihm lachend und kopfschüttelnd ins Gesicht.

„Ja, aber Sie arbeiten,“ sagte er. „Lassen Sie sehen . . . O, Sie sind vorwärts gekommen.“ Und er betrachtete abwechselnd die farbigen Skizzen, die zu beiden Seiten der Staffelei auf Stühlen lehnten und die große, mit einem quadratischen Linien-Netz überzogene Leinwand, auf welcher, in dem verworrenen und schemenhaften Kohle-Entwurf, die ersten Farbflecke aufzutauhen begannen.

Es war in München, in einem Rückgebäude der Schellingstraße, mehrere Stiegen hoch. Draußen hinter dem breiten Nordlicht-Fenster, herrscht Himmelsblau, Vogelgezwitscher und Sonnenschein und des Frühlings junger, süßer Atem, der durch eine offene Klappe hereinströmte, vermischte sich mit dem Geruch von Firgativ und Oelfarbe, der den weiten Arbeitsraum erfüllte. Ungehindert überflutete das goldige Licht des hellen Nachmittags die weitläufige Kahlheit des Ateliers, beschien freimüthig den ein wenig schadhafteu Fußboden, den rohen, mit Fläschchen, Tuben und Pinseln bedeckten Tisch unterm Fenster und die ungerahmten Studien oder untapezierten Wänden, beschien den Wandschirm aus rissiger Seide, der in der Nähe der Thür eine

einen, stilvoll möblierten Wohn- und Mußewinkel begrenzte, beschien das werdende Werk auf der Taffelei und davor die Malerin und den Dichter.

Sie mochte etwa so alt sein, wie er, nämlich ein wenig jenseits der Dreißig. In ihrem dunkelblauen, zelligen Schürzenkleide saß sie auf einem niedrigen Hemel und stützte das Kinn in die Hand. Ihr braunes Haar, fest frisiert und an den Seiten schon nicht ergraut, bedeckte in leisen Scheitelwellen ihre Schläfen und gab den Rahmen zu ihrem brünetten, abwärts geformten, unendlich sympathischen Gesicht mit der Stumpfnase, den scharf herausgearbeiteten Wangenknochen und den kleinen, schwarzen, blanken Augen. Gespannt, mißtrauisch und gleichsam gereizt musterte sie schiefen und gekniffenen Blicks ihre Arbeit . . .

Er stand neben ihr, hielt die rechte Hand in die Hüfte gestemmt und drehte mit der Linken eilig an einem braunen Schnurrbart. Seine schrägen Brauen waren in einer finsternen und angestregten Bewegung, wobei er leise vor sich hinpfiff, wie gewöhnlich. Er war äußerst sorgfältig und gediegen ge-
eidet, in einen Anzug von ruhigem Grau und reserviertem Schnitt. Aber in seiner durcharbeiteten Stirn, über der sein dunkles Haar so außerordentlich ungelockt und korrekt sich scheidete, war ein nervöses Wachen, und die Züge seines sündlich geschnittenen Gesichts waren schon scharf, von einem harten Griffel leichtsam nachgezogen und ausgeprägt, während doch sein Mund so sanft umrissen, sein Kinn so weich ge-

bildet erschien . . . Nach einer Weile strich er mit der Hand über Stirn und Augen und wandte sich ab.

„Ich hätte nicht kommen sollen,“ sagte er.

„Warum hätten Sie nicht, Tonio Kröger?“

„Eben stehe ich von meiner Arbeit auf, Lisaweta, und in meinem Kopf sieht es genau aus wie auf dieser Leinwand. Ein Gerüst, ein blasser, von Korrekturen beschmutzter Entwurf und ein paar Farbflecke, ja; und nun komme ich hierher und sehe das Selbe. Und auch den Konflikt und Gegensatz finde ich hier wieder,“ sagte er und schnupperte in die Luft, „der mich zu Hause quälte. Seltsam ist es. Beherrscht dich ein Gedanke, so findest du ihn überall ausgedrückt, du riechst ihn sogar im Winde. Firatib und Frühlingsarom, nicht wahr? Kunst und — ja, was ist das Andere? Sagen Sie nicht ‚Natur‘, Lisaweta, ‚Natur‘ ist nicht erschöpfend. Ach, nein, ich hätte wohl lieber spazieren gehen sollen, obgleich es die Frage ist, ob ich mich dabei wohler befunden hätte: Vor fünf Minuten, nicht weit von hier, traf ich einen Kollegen, Adalbert, den Novellisten, ‚Gott verdamme den Frühling!‘ sagte er in seinem aggressiven Stil. ‚Er ist und bleibt die gräßlichste Jahreszeit! Können Sie einen vernünftigen Gedanken fassen, Kröger, können Sie die kleinste Pointe und Wirkung in Gelassenheit ausarbeiten, wenn es Ihnen auf eine unanständige Weise im Blute kribbelt und eine Menge von unzugehörigen Sensationen Sie heunruhigt, die, sobald Sie sie prüfen, sich als ausgemacht triviales und gänzlich unbrauchbares Zeug

ruppen? Was mich betrifft, so gehe ich nun ins Café. Das ist neutrales, vom Wechsel der Jahreszeiten unberührtes Gebiet, wissen Sie, das stellt sozusagen die entrückte und erhabene Sphäre des Litterarischen dar, in der man nur vornehmerer Einfälle thig ist . . .“ Und er ging ins Café; und vielleicht hätte ich mitgehen sollen.“

Lisaweta amüsierte sich.

„Das ist gut, Tonio Kröger.. Das mit dem manständigen Scribbeln‘ ist gut. Und er hat ja geissermaßen recht, denn mit dem Arbeiten ist es irklich nicht sonderlich bestellt im Frühling. Aber un geben Sie acht. Nun mache ich trotzdem noch ese kleine Sache hier, diese kleine Pointe und Wirkung, wie Adalbert sagen würde. Nachher gehen wir den ‚Salon‘ und trinken Thee, und Sie sprechen h aus; denn das sehe ich genau, daß Sie heute geden sind. Bis dahin gruppieren Sie sich wohl gendwo, zum Beispiel auf der Kiste da, wenn Sie cht für Ihre Patrizier-Gewänder fürchten . . .“

„Ach, lassen Sie mich mit meinen Gewändern in uh, Lisaweta Iwanowna! Wünschten Sie, daß ich einer zerrissenen Sammetjacke oder einer rotseidenen Weste umherliese? Man ist als Künstler innerh immer Abenteuerer genug. Außerlich soll man h gut anziehen, zum Teufel, und sich benehmen wie n anständiger Mensch . . . Nein, geladen bin ich ht,“ sagte er und sah zu, wie sie auf der Palette ne Mischung bereitete. „Sie hören ja, daß es nur

ein Problem und Gegensatz ist, was mir im Sinne liegt und mich bei der Arbeit störte . . . Ja, wovon sprachen wir eben? Von Adalbert, dem Novellisten, und was für ein stolzer und fester Mann er ist. ‚Der Frühling ist die gräßlichste Jahreszeit,‘ sagte er und ging ins Café. Denn man muß wissen, was man will, nicht wahr? Sehen Sie, auch mich macht der Frühling nervös, auch mich setzt die holde Trivialität der Erinnerungen und Empfindungen, die er erweckt, in Verwirrung; nur, daß ich es nicht über mich gewinne, ihn dafür zu schelten und zu verachten; denn die Sache ist die, daß ich mich vor ihm schäme, mich schäme vor seiner reinen Natürlichkeit und seiner siegenden Jugend. Und ich weiß nicht, ob ich Adalbert beneiden oder geringschätzen soll, dafür, daß er nichts davon weiß . . .

„Man arbeitet schlecht im Frühling, gewiß, und warum? Weil man empfindet. Und weil der ein Strümpfer ist, der glaubt, der Schaffende dürfe empfinden. Jeder echte und aufrichtige Künstler lächelt über die Naivetät dieses Pfuscher-Irrtums, — melancholisch vielleicht, aber er lächelt. Denn das, was man sagt, darf ja niemals die Hauptsache sein, sondern nur das an und für sich gleichgiltige Material, aus dem das ästhetische Gebilde in spielender und gelassener Ueberlegenheit zusammenzusehen ist. Liegt Ihnen zu viel an dem, was Sie zu sagen haben, schlägt Ihr Herz zu warm dafür, so können Sie eines vollständigen Fiaskos sicher sein. Sie werden pathetisch, Sie werden sentimental, etwas Schwerfälliges,

Täppisch-Ernstes, Unbeherrschtes, Unironisches, Ungewürztes, Langweiliges, Banales entsteht unter Ihren Händen, und nichts als Gleichgiltigkeit bei den Leuten, nichts als Enttäuschung und Jammer bei Ihnen selbst ist das Ende . . . Denn so ist es ja, Lisaweta: Das Gefühl, das warme, herzliche Gefühl ist immer banal und unbrauchbar, und künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Ekstasen unseres verdorbenen, unseres artistischen Nervensystems. Es ist nötig, daß man irgend etwas Außermenschliches und Unmenschliches sei, daß man zum Menschlichen in einem seltsam fernen und unbeteiligten Verhältnis stehe, um imstande und überhaupt versucht zu sein, es zu spielen, damit zu spielen, es wirksam und geschmackvoll darzustellen. Die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschlichen, ja, eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus. Denn das gesunde und starke Gefühl, dabei bleibt es, hat keinen Geschmack. Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt. Das wußte Adalbert, und darum begab er sich ins Café, in die ‚entrückte Sphäre‘, jawohl!“

„Nun, Gott mit ihm, Batuschka,“ sagte Lisaweta und wusch sich die Hände in einer Blechwanne; „Sie brauchen ihm ja nicht zu folgen.“

„Nein, Lisaweta, ich folge ihm nicht, und zwar einzig, weil ich hie und da imstande bin, mich vor dem Frühling meines Künstlertums ein wenig zu schämen. Sehen Sie, zuweilen erhalte ich Briefe

von fremder Hand, Lob- und Dankschreiben aus meinem Publikum, bewunderungsvolle Zuschriften ergriffener Leute. Ich lese diese Zuschriften, und Rührung beschleicht mich angesichts des warmen und unbeholfenen menschlichen Gefühls, das meine Kunst hier bewirkt hat, eine Art von Mitleid faßt mich an gegenüber der begeisterten Naivetät, die aus den Zeilen spricht, und ich erröte bei dem Gedanken, wie sehr dieser redliche Mensch ernüchtert sein müßte, wenn er je einen Blick hinter die Coulissen thäte, wenn seine Unschuld je begriffe, daß ein rechtschaffener, gesunder und anständiger Mensch überhaupt nicht schreibt, mimt, komponiert . . . was alles ja nicht hindert, daß ich seine Bewunderung für mein Genie benütze, um mich zu steigern und zu stimulieren, daß ich sie gewaltig ernst nehme, und ein Gesicht dazu mache, wie ein Affe, der den großen Mann spielt . . . Ach, reden Sie mir nicht daren, Lisaweta! Ich sage Ihnen, daß ich es oft sterbensmüde bin, das Menschliche darzustellen, ohne am Menschlichen teilzuhaben . . . Ist der Künstler überhaupt ein Mann? Man frage ‚das Weib‘ danach! Mir scheint, wir Künstler teilen alle ein wenig das Schicksal jener präparierten päpstlichen Sänger . . . Wir singen ganz rührend schön. Jedoch —“

„Sie sollten sich ein bißchen schämen, Tonio Kröger. Kommen Sie nun zum Thee. Das Wasser wird gleich kochen, und hier sind Paphros. Beim Sopran-Singen waren Sie stehen geblieben; und fahren Sie da nur fort. Aber schämen sollten Sie

sich. Wenn ich nicht wüßte, mit welcher stolzer Leidenschaft Sie Ihrem Berufe ergeben sind . . .“

„Sagen Sie nichts von ‚Beruf‘, Lisaweta Swanowna! Die Litteratur ist überhaupt kein Beruf, sondern ein Fluch, — damit Sie's wissen. Wann beginnt er fühlbar zu werden, dieser Fluch? Früh, schrecklich früh. Zu einer Zeit, da man billig noch in Frieden und Eintracht mit Gott und der Welt leben sollte. Sie fangen an, sich gezeichnet, sich in einem räthselhaften Gegensatz zu den Anderen, den Gewöhnlichen, den Ordentlichen zu fühlen, der Abgrund von Ironie, Unglaube, Opposition, Erkenntnis, Gefühl, der Sie von den Menschen trennt, klast tiefer und tiefer, Sie sind einsam, und fortan giebt es keine Verständigung mehr. Was für ein Schicksal! Gesezt, daß das Herz lebendig genug, liebevoll genug geblieben ist, es als furchtbar zu empfinden! . . . Ihr Selbstbewußtsein entzündet sich, weil Sie unter Tausenden das Zeichen an ihrer Stirne spüren und fühlen, daß es Niemandem entgeht. Ich kannte einen Schauspieler von Genie, der als Mensch mit einer krankhaften Befangenheit und Haltlosigkeit zu kämpfen hatte. Sein überreiztes Ichgefühl zusammen mit dem Mangel an Rolle, an darstellerischer Aufgabe, bewirkten das bei diesem vollkommenen Künstler und verarmten Menschen . . . Einen Künstler, einen wirklichen, nicht einen, dessen bürgerlicher Beruf die Kunst ist, sondern einen vorbestimmten und verdammten, ersehen Sie mit geringem Scharfblick aus einer Menschenmasse. Das Gefühl der Sepa-

ration und Unzugehörigkeit, des Erkant- und Beobachtetseins, etwas zugleich Königliches und Verlegenes ist in seinem Gesicht. In den Bügen eines Fürsten, der in Civil durch eine Volksmenge schreitet, kann man etwas Aehnliches beobachten. Aber da hilft kein Civil, Dijasweta! Verkleiden Sie sich, verummern Sie sich, ziehen Sie sich an wie ein Attaché oder ein Gardeleutnant in Urlaub: Sie werden kaum die Augen aufzuschlagen und ein Wort zu sprechen brauchen, und jedermann wird wissen, daß Sie kein Mensch sind, sondern irgend etwas Fremdes, Befremdendes, Anderes . . .

„Aber was ist der Künstler? Vor keiner Frage hat die Bequemlichkeit und Erkenntnisträgheit der Menschheit sich zäher erwiesen, als vor dieser. ‚Dergleichen ist Gabe,‘ sagen demütig die braven Leute, die unter der Wirkung eines Künstlers stehen, und weil heitere und erhabene Wirkungen nach ihrer gutmütigen Meinung ganz unbedingt auch heitere und erhabene Ursprünge haben müssen, so argwöhnt niemand, daß es sich hier vielleicht um eine äußerst schlimm bedingte, äußerst fragwürdige ‚Gabe‘ handelt . . . Man weiß, daß Künstler leicht verletzlich sind, — nun, man weiß auch, daß dies bei Leuten mit gutem Gewissen und solid gegründetem Selbstgefühl nicht zuzutreffen pflegt . . . Sehen Sie, Dijasweta, ich hege auf dem Grunde meiner Seele — ins Geistige übertragen — gegen den Typus des Künstlers den ganzen *B e r d a c h t*, den jeder meiner ehrenfesten Vorfahren droben in der engen Stadt

ngend einem Gaufler und abenteuernden Artisten
ntgegebracht hätte, der in sein Haus gekommen
äre. Hören Sie Folgendes. Ich kenne einen Ban-
er, einen ergrauten Geschäftsmann, der die Gabe
esigt, Novellen zu schreiben. Er macht von dieser
abe in seinen Mußestunden Gebrauch, und seine
rbeiten sind manchmal ganz ausgezeichnet. Troß
— ich sage ‚troß‘ — dieser süblimen Veranlagung ist
ieser Mann nicht völlig unbescholten; er hat im
egenteil bereits eine schwere Freiheitsstrafe zu ver-
üßen gehabt, und zwar aus triftigen Gründen. Ja,
3 geschah ganz eigentlich erst in der Strafanstalt, daß
c seiner Begabung inne wurde, und seine Sträfungs-
rfahrungen bilden das Grundmotiv in allen seinen
roduktionen. Man könnte daraus, mit einiger
eckheit, folgern, daß es nötig sei, in irgend einer Art
on Strafanstalt zu Hause zu sein, um zum Dichter
a werden. Aber drängt sich nicht der Verdacht auf,
aß seine Erlebnisse im Zuchthause weniger innig mit
en Wurzeln und Ursprüngen seiner Künstlerschaft
erwachsen gewesen sein möchten, als das, was
hn hineinbrachte —? Ein Bankier, der
ovellen dichtet, das ist eine Rarität, nicht wahr?
ber ein nicht krimineller, ein unbescholtener und
olider Bankier, welcher Novellen dichtete, — das
ommt nicht vor . . . Ja, da lachen Sie nur,
nd dennoch scherze ich nur halb und halb. Kein
roblem, keines in der Welt, ist quälender, als das
om Künstlertum und seiner menschlichen Wirkung.
lehmen Sie das wunderartigste Gebilde des typisch-

sten und darum mächtigsten Künstlers, nehmen Sie ein so morbides und tief zweideutiges Werk wie ‚Tristan und Isolde‘ und beobachten Sie die Wirkung, die dieses Werk auf einen jungen, gesunden, stark normal empfindenden Menschen ausübt. Sie sehen Gehobenheit, Gestärktheit, warme, rechtschaffene Begeisterung, Angeregtheit vielleicht zu eigenen ‚künstlerischen‘ Schaffen . . . Der gute Dilettant! In uns Künstlern sieht es gründlich anders aus, als er mit seinem ‚warmen Herzen‘ und ‚ehrlichen Enthusiasmus‘ sich träumen mag. Ich habe Künstler von Frauen und Jünglingen umschwärmt und umjubelt gesehen, während ich über sie wußte . . . Na, macht, was die Herkunft, die Miterscheinungen und Bedingungen des Künstlertums betrifft, immer wieder die merkwürdigsten Erfahrungen . . .“

„An Anderen, Tonio Kröger — verzeihen Sie — oder nicht nur an Anderen?“

Er schwieg. Er zog seine schrägen Brauen zusammen und pfiff vor sich hin.

„Ich bitte um Ihre Tasse, Tonio. Er ist nicht stark. Und nehmen Sie eine neue Cigarette. Uebrigens wissen Sie sehr wohl, daß Sie die Dinge ansehen, wie sie nicht notwendig angesehen zu werden brauchen . . .“

„Das ist die Antwort des Horatio, liebe Diemeta. ‚Die Dinge so betrachten, hieße, sie zu genau betrachten‘, nicht wahr?“

„Ich sage, daß man sie ebenso genau von einer

anderen Seite betrachten kann, Tonio Kröger. Ich
n bloß ein dummes malendes Frauenzimmer, und
enn ich Ihnen überhaupt etwas zu erwidern weiß,
enn ich Ihren eigenen Beruf ein wenig gegen Sie
Schutz nehmen kann, so ist es sicherlich nichts
Neues, was ich vorbringe, sondern nur eine Mah-
nung an das, was Sie selbst sehr wohl wissen . . .
Sie also: Die reinigende, heiligende Wirkung der
Litteratur, die Zerstörung der Leidenschaften durch
die Erkenntnis und das Wort, die Litteratur als Weg
zum Verstehen, zum Vergeben und zur Liebe, die
lösende Macht der Sprache, der litterarische Geist
als die edelste Erscheinung des Menschengeistes über-
haupt, der Litterat als vollkommener Mensch, als
heiliger, — die Dinge so betrachten, hieße, sie nicht
genau genug betrachten?"

„Sie haben ein Recht, so zu sprechen, Lisaweta
Iwanowna, und zwar im Hinblick auf das Werk
Ihrer Dichter, auf die anbetungswürdige russische
Litteratur, die so recht eigentlich die heilige Litteratur
herstellt, von der Sie reden. Aber ich habe Ihre Ein-
sicht nicht außer Acht gelassen, sondern sie gehören
mit zu dem, was mir heute im Sinne liegt . . . Sehen
Sie mich an. Ich sehe nicht übermäßig munter aus,
ste? Ein bißchen alt und scharfzüggig und müde,
richt wahr? Nun, um auf die ‚Erkenntnis‘ zurück-
zukommen, so ließe sich ein Mensch denken, der, von
Trause aus gutgläubig, sanftmütig, wohlmeinend und
ein wenig sentimental, durch die psychologische Hell-
sicht ganz einfach aufgerieben und zu Grunde gerichtet

würde. Sich von der Traurigkeit der Welt nicht übermannen lassen; beobachten, merken, einfügen, auch das Quälendste, und übrigens guter Dinge sein, schon im Vollgefühl der sittlichen Ueberlegenheit über die abscheuliche Erfindung des Seins, — ja freilich! Jedoch zuweilen wächst Ihnen die Sache trotz aller Vergnügungen des Ausdrucks ein wenig über den Kopf. Alles verstehen hieße Alles verzeihen? Ich weiß doch nicht. Es giebt etwas, was ich Erkenntnis-ekel nenne, Lisaweta: Der Zustand, in dem es dem Menschen genügt, eine Sache zu durchschauen, um sich bereits zum Sterben angewidert (und durchaus nicht versöhnlich gestimmt) zu fühlen, — der Fall Hamlets, des Dänen, dieses typischen Ditteraten. Er wußte was das ist: zum Wissen berufen werden, ohne dazu geboren zu sein. Hellssehen noch durch den Thränen schleier des Gefühls hindurch, erkennen, merken, beobachten und das Beobachtete lächelnd bei Seite legen müssen noch in Augenblicken, wo Hände sich umschlingen, Lippen sich finden, wo des Menschen Blick erblindet von Empfindung, sich bricht, — es ist infam Lisaweta, es ist niederträchtig, empörend . . . aber was hilft es, sich zu empören?

„Eine andere, aber nicht minder liebenswürdig Seite der Sache ist dann freilich die Blasiertheit Gleichgültigkeit und ironische Müdigkeit aller Wahrheit gegenüber, wie es denn Thatsache ist, daß nirgends in der Welt stummer und hoffnungslos zugeht, als in einem Kreise von geistreichen Leuten die bereits mit allen Hunden gehezt sind. Alle G

Erkenntnis ist alt und langweilig. Sprechen Sie eine Wahrheit aus, an deren Eroberung und Besitz Sie vielleicht eine gewisse jugendliche Freude haben, und nun wird Ihre ordinäre Aufgeklärtheit mit einem ganz kurzen Entlassen der Luft durch die Nase beantwortet . . . Ach, ja, die Litteratur macht müde, Dumeta! In menschlicher Gesellschaft kann es einem, so versichere Sie, geschehen, daß man vor lauter Euphorie und Meinungsenthalttsamkeit für dumm gehalten wird, während man doch nur hochmütig und nutzlos ist . . . Dies zur ‚Erkenntnis‘. Was aber das ‚Wort‘ betrifft, so handelt es sich da vielleicht weniger um eine Erlösung als um ein Kaltstellen und Auf-Eis-Legen der Empfindung? Im Ernst, es hat die eisige und empörend anmaßliche Bewandtnis in dieser prompten und oberflächlichen Erledigung des Gefühls durch die litterarische Sprache. Ist Ihnen das Herz zu voll, fühlen Sie sich von einem tiefen oder erhabenen Erlebnis allzu sehr ergriffen: nichts einfacher! Sie gehen zum Litteraten, und das wird in kürzester Frist geregelt sein. Er wird Ihnen Ihre Angelegenheit analysieren und formulieren, bei Namen nennen, aussprechen und zum Denken bringen, wird Ihnen das Ganze für alle Zeit erledigen und gleichgültig machen und keinen Dank dafür nehmen. Sie aber werden erleichtert, gekühlt und geklärt nach Hause gehen und sich wundern, was an der Sache Sie eigentlich soeben noch mit so süßem Amult verstoren konnte. Und für diesen kalten und eisenen Charlatan wollen Sie ernstlich eintreten?

Was ausgesprochen ist, so lautet sein Glaubensbekenntnis, ist erledigt. Ist die ganze Welt ausgesprochen, so ist sie erledigt, erlöst, abgethan . . . Sel gut! Jedoch ich bin kein Nihilist . . .“

„Sie sind kein —“ sagte Lisaweta . . . Sie hielt gerade ihr Löffelchen mit Thee in der Nähe des Mundes und erstarrte in dieser Haltung.

„Nun ja . . . nun ja . . . kommen Sie zu sich Lisaweta! Ich bin es nicht, sage ich Ihnen, in Bezug auf das lebendige Gefühl. Sehen Sie, der Litterat begreift im Grunde nicht, daß das Leben noch fort fahren mag, zu leben, daß es sich dessen nicht schäm nachdem es doch ausgesprochen und ‚erledigt‘ ist. Aber siehe da, es sündigt trotz aller Erlösung durch die Litteratur unentwegt darauf los; denn alles Handeln ist Sünde in den Augen des Geistes . . .“

„Ich bin am Ziel, Lisaweta. Hören Sie mich an. Ich liebe das Leben — dies ist ein Geständniß. Nehmen Sie es und bewahren Sie es, — ich habe es noch Keinem gemacht. Man hat gesagt, man hat es sogar geschrieben und drucken lassen, daß ich das Leben hasse oder fürchte oder verachte oder verabscheue. Ich habe dies gern gehört, es hat mir geschmeichelt; aber darum ist es nicht weniger falsch. Ich liebe das Leben . . . Sie lächeln, Lisaweta, und ich weiß, worüber. Aber ich beschwöre Sie, halten Sie es nicht für Litteratur, was ich da sage! Denken Sie nicht an Cesare Borgia oder an irgend eine trübselige Philosophie, die ihn aufs Schild erhebt! Er ist mir nichts, dieser Cesare Borgia, ich halte nicht da

Gingste auf ihn, und ich werde nie und nimmer begreifen, wie man das Außerordentliche und Dämonische als Ideal verehren mag. Nein, das ‚Leben‘, wo es als ewiger Gegensatz dem Geiste und der Kunst gegenübersteht, — nicht als eine Vision von blutiger Höhe und wilder Schönheit, nicht als das Ungewöhnliche stellt es uns Ungewöhnlichen sich dar; sondern das Normale, Wohlanständige und Liebenswürdige ist das Reich unserer Sehnsucht, ist das Dien in seiner verführerischen Banalität! Der ist nicht lange kein Künstler, meine Liebe, dessen letzte und tiefste Schwärmerei das Raffinierte, Excentrische und Satanische ist, der die Sehnsucht nicht kennt nach dem Harmlosen, Einfachen und Lebendigen, nach ein wenig Freundschaft, Hingebung, Vertraulichkeit und menschlichem Glück, — die verstellene und zehrende Sehnsucht, Lisaweta, nach den Innen der Gewöhnlichkeit! . . .

„Ein menschlicher Freund! Wollen Sie glauben, daß es mich stolz und glücklich machen würde, unter Menschen einen Freund zu besitzen? Aber bislang habe ich nur unter Dämonen, Kobolden, tiefen Ungeheuren und erkenntnißstummen Gespenstern, das heißt: unter Litteraten Freunde gehabt.

„Zuweilen gerate ich auf irgend ein Podium, finde mich in einem Saale Menschen gegenüber, die gekommen sind, mir zuzuhören. Sehen Sie, dann geschieht es, daß ich mich bei einer Umschau im Publikum beobachte, mich ertappe, wie ich heimlich im Auditorium umherspähe, mit der Frage im Herzen,

wer es ist, der zu mir kam, wessen Beifall und Da-
zu mir dringt, mit wem meine Kunst mir hier ei-
ideale Vereinigung schafft . . . Ich finde nicht, wo
ich suche, Lisaweta. Ich finde die Herde und Ge-
meinde, die mir wohlbekannt ist, eine Versammlung
von ersten Christen gleichsam: Leute mit ungeschick-
t Körpern und feinen Seelen, Leute, die immer hin-
fallen, sozusagen, Sie versteh'n mich, und denen die
Poesie eine sanfte Rache am Leben ist, — immer die
Leidende und Sehnsüchtige und Arme und niemo-
jemand von den Anderen, den Blauäugigen, Li-
weta, die den Geist nicht nötig haben! . . .

„Und wäre es nicht zulezt ein bedauerlicher
Mangel an Folgerichtigkeit, sich zu freuen, wenn
anders wäre? Es ist widersinnig, das Leben
lieben und dennoch mit allen Künsten bestrebt
sein, es auf seine Seite zu ziehen, es für die Hines-
und Melancholiceen, den ganzen kranken Adel der Li-
teratur zu gewinnen. Das Reich der Kunst nim-
mt zu, und das der Gesundheit und Unschuld nimmt
auf Erden. Man sollte, was noch davon übrig
auf's Sorgfältigste konservieren und man sollte nicht
Leute, die viel lieber in Pferdebüchern mit Roms
aufnahmen lesen, zur Poesie verführen wollen!

„Denn schließlich, — welcher Anblick wäre klü-
cker, als der des Lebens, wenn es sich in der Kunst
versucht? Wir Künstler verachten niemand grü-
cker, als den Dilettanten, den Lebendigen, die
glaubt, obendrein bei Gelegenheit einmal ein Kün-
ler sein zu können. Ich versichere Sie, diese Art ist

Verachtung gehört zu meinen persönlichsten Erlebnissen. Ich befinde mich in einer Gesellschaft in gutem Hause, man ißt, trinkt und plaudert, man versteht sich aufs Beste, und ich fühle mich froh und dankbar, eine Weile unter harmlosen und regelrechten Leuten als Hresgleichen verschwinden zu können. Plötzlich (dies ist mir begegnet) erhebt sich ein Offizier, ein Leutnant, ein hübscher und strammer Mensch, dem ich niemals eine seines Ehrenkleides unwürdige Handlungsweise zugetraut hätte, und bittet mit unzweideutigen Worten um die Erlaubnis, uns einige Verse mitzuteilen, die er angefertigt habe. Man giebt ihm, mit bestürztem Lächeln, diese Erlaubnis, und er führt ein Vorhaben aus, indem er von einem Zettel, den er bis dahin in seinem Rockschöß verborgen gehalten hat, seine Arbeit vorliest, etwas an die Musik und die Liebe, kurzum, ebenso tief empfunden wie unwirksam. Nun bitte ich aber jedermann: ein Leutnant! Ein Herr der Welt! Er hätte es doch wahrhaftig nicht nötig . . .! Nun, es erfolgt, was erfolgen muß: Lange Gesichter, Stillschweigen, ein wenig künstlicher Beifall und tiefstes Mißbehagen ringsum. Die erste seelische Thatsache, deren ich mir bewußt werde, ist die, daß ich mich mitschuldig fühle an der Verstörung, die dieser unbedachte junge Mann über die Gesellschaft gebracht; und kein Zweifel: auch mich, in dessen Handwerk er gepfuscht hat, treffen spöttische und entfremdete Blicke. Aber die zweite besteht darin, daß dieser Mensch, vor dessen Sein und Wesen ich soeben noch den ehrlichsten Respekt em-

pfand, in meinen Augen plötzlich sinkt, sinkt, sinkt . . . Ein mitleidiges Wohlwollen faßt mich an. Ich trete, gleich einigen anderen beherzten und gutmütigen Herren, an ihn heran und rede ihm zu. „Meinen Glückwunsch,“ sage ich, „Herr Leutnant! Welch hübsche Begabung! Nein, das war allerliebste!“ Und es fehlt nicht viel, daß ich ihm auf die Schulter klopfte. Aber ist Wohlwollen die Empfindung, die man einem Leutnant entgegenzubringen hat? . . . Seine Schuld! Da stand er und büßte in großer Verlegenheit den Irrtum, daß man ein Blättchen pflücken dürfe, ein einziges, vom Lorbeerbaume der Kunst, ohne mit seinem Leben dafür zu zahlen. Nein, da halte ich es mit meinem Kollegen, dem kriminellen Bankier — — Aber finden Sie nicht, Lisaweta, daß ich heute von einer hamletischen Redseligkeit bin?“

„Sind Sie nun fertig, Tonio Kröger?“

„Nein. Aber ich sage nichts mehr.“

„Und es genügt auch. — Erwarten Sie eine Antwort?“

„Haben Sie eine?“

„Ich dünkte doch. — Ich habe Ihnen gut zugehört, Tonio, von Anfang bis zu Ende, und ich will Ihnen die Antwort geben, die auf Alles paßt, was Sie heute Nachmittag gesagt haben, und die die Lösung ist für das Problem, das Sie so sehr beunruhigt hat. Nun also! Die Lösung ist die, daß Sie, wie Sie da sitzen, ganz einfach ein Bürger sind.“

„Bin ich?“ fragte er und sank ein wenig in sich zusammen . . .

„Nicht wahr, das trifft Sie hart, und das muß es ja auch. Und darum will ich den Urteilspruch um etwas mildern, denn das kann ich. Sie sind ein Bürger auf Irrwegen, Tonio Kröger, — ein verirrter Bürger.“

— Stillschweigen. Dann stand er entschlossen auf und griff nach Hut und Stock.

„Ich danke Ihnen, Lisaweta Iwanowna; nun kann ich getrost nach Hause gehn. Ich bin erledigt.“

• 5.

Gegen den Herbst sagte Tonio Kröger zu Lisaweta Iwanowna:

„Ja, ich verreise nun, Lisaweta; ich muß mich auslüften, ich mache mich fort, ich suche das Weite.“

„Nun, wie denn, Väterchen, geruhen Sie wieder nach Italien zu fahren?“

„Gott, gehen Sie mir doch mit Italien, Lisaweta! Italien ist mir bis zur Verachtung gleichgültig! Das ist lange her, daß ich mir einbildete, dorthin zu gehören. Kunst, nicht wahr? Sammetblauer Himmel, heißer Wein und süße Sinnlichkeit . . . Kurzum, ich mag das nicht. Ich verzichte. Die ganze bellezza macht mich nervös. Ich mag auch alle diese fürchterlich lebhaften Menschen dort unten mit dem schwarzen Tierblick nicht leiden. Diese Romanen haben kein Gewissen in den Augen . . . Nein, ich gehe nun ein bißchen nach Dänemark.“

„Nach Dänemark?“

„Ja, Und ich verspreche mir Gutes davon. Ich bin aus Zufall noch niemals hinaufgelangt, so nah ich während meiner ganzen Jugend der Grenze war, und dennoch habe ich das Land von jeher gekannt und geliebt. Ich muß wohl diese nördliche Neigung von meinem Vater haben, denn meine Mutter war doch eigentlich mehr für die bellezza, sofern ihr nämlich nicht Alles ganz einerlei war. Aber nehmen Sie die Bücher, die dort oben geschrieben werden, diese tiefen, reinen und humoristischen Bücher, Lisaweta, — es geht mir nichts darüber, ich liebe sie. Nehmen Sie die skandinavischen Mahlzeiten, diese unvergleichlichen Mahlzeiten, die man nur in einer starken Salzlust verträgt (ich weiß nicht, ob ich sie überhaupt noch vertrage), und die ich von Hause aus ein wenig kenne, denn man ißt schon ganz so bei mir zu Hause. Nehmen Sie auch nur die Namen, die Vornamen, mit denen die Leute dort oben geschmückt sind und von denen es ebenfalls schon viele bei mir zu Hause giebt, einen Laut wie ‚Ingeborg‘, ein Harfenschlag makellosester Poesie. Und dann die See, — sie haben die Ostsee dort oben! . . . Mit einem Worte, ich fahre hinauf, Lisaweta. Ich will die Ostsee wiederschen, will diese Vornamen wieder hören, diese Bücher an Ort und Stelle lesen; ich will auch auf der Terrasse von Kronborg stehen, wo der ‚Geist‘ zu Hamlet kam und Not und Tod über den armen, edlen jungen Menschen brachte . . .“

„Wie fahren Sie, Tonio, wenn ich fragen darf? Welche Route nehmen Sie?“

„Die übliche,“ sagte er achselzuckend und erröthete deutlich. „Ja, ich berühre meine — meinen Ausgangspunkt, Lisaweta, nach dreizehn Jahren, und das kann ziemlich komisch werden.“

Sie lächelte.

„Das ist es, was ich hören wollte, Tonio Kröger. Und also fahren Sie mit Gott. Versäumen Sie auch nicht, mir zu schreiben, hören Sie? Ich verspreche mir einen erlebnisvollen Brief von Ihrer Reise nach — Dänemark . . .“

6.

Und Tonio Kröger fuhr gen Norden. Er fuhr mit Komfort (denn er pflegte zu sagen, daß jemand, der es innerlich so viel schwerer hat, als andere Leute, gerechten Anspruch auf ein wenig äußeres Behagen habe), und er rastete nicht eher, als bis die Thürme der engen Stadt, von der er ausgegangen war, sich vor ihm in die graue Luft erhoben. Dort nahm er einen kurzen, seltsamen Aufenthalt . . .

Ein trüber Nachmittag ging schon in den Abend über, als der Zug in die schmale, verträucherte, so wunderbar vertraute Halle einfuhr; noch immer ballte sich unter dem schmutzigen Glasdach der Qualm in Klumpen zusammen und zog in gedehnten Fäden hin und wieder, wie damals, als Tonio Kröger, nichts als Spott im Herzen, von hier gefahren war. — Er versorgte sein Gepäck, ordnete an, daß es ins Hotel geschafft werde, und verließ den Bahnhof.

Das waren die zweispännigen, schwarzen, unmäßig hohen und breiten Droschken der Stadt, die draußen in einer Reihe standen! Er nahm keine davon; er sah sie nur an, wie er Alles ansah, die schmalen Giebel und spitzen Türme, die über die nächsten Dächer herübergrüßten, die blonden und lässig-plumpen Menschen mit ihrer breiten und dennoch rapiden Redeweise rings um ihn her, und ein nervöses Gelächter stieg in ihm auf, das eine heimliche Verwandtschaft mit Schludzen hatte. — Er ging zu Fuß, ging langsam, den unablässigen Druck des feuchten Windes im Gesicht, über die Brücke, an deren Geländer mythologische Statuen standen, und eine Strecke am Hafen entlang.

Großer Gott, wie winzig und winklig das Ganze erschien! Waren hier in all der Zeit die schmalen Giebelgassen so pudrig steil zur Stadt emporgestiegen? Die Schornsteine und Masten der Schiffe schaukelten leise in Wind und Dämmerung auf dem trüben Flusse. Sollte er jene Straße hinaufgehen, die dort, an der das Haus lag, das er im Sinne hatte? Nein, morgen. Er war so schläfrig jetzt. Sein Kopf war schwer von der Fahrt, und langsame, nebelhafte Gedanken zogen ihm durch den Sinn.

Zuweilen in diesen dreizehn Jahren, wenn sein Magen verdorben gewesen war, hatte ihm geträumt, daß er wieder daheim sei in dem alten, hallenden Haus an der schrägen Gasse, daß auch sein Vater wieder da sei und ihn hart anlasse wegen seiner entarteten Lebensführung, was er jedesmal sehr in der

Ordnung gefunden hatte. Und diese Gegenwart nun unterschied sich durch nichts von einem dieser beßhörenden und unzerreißbaren Traumgespinste, in denen man sich fragen kann, ob dies Trug oder Wirklichkeit ist, und sich notgedrungen mit Ueberzeugung für das Letztere entscheidet, um dennoch am Ende zu erwachen . . . Er schritt durch die wenig belebten, zugigen Straßen, hielt den Kopf gegen den Wind gebeugt und schritt wie schlafwandelnd in der Richtung des Hotels, des ersten der Stadt, wo er übernachten wollte. Ein krummbeiniger Mann mit einer Stange, an deren Spitze ein Feuerchen brannte, ging mit wiegendem Matrosentritt vor ihm her und zündete die Gaslaternen an.

Wie war ihm doch? Was war das alles, was unter der Asche seiner Müdigkeit, ohne zur klaren Flamme zu werden, so dunkel und schmerzlich glomm? Still, still und kein Wort! Keine Wortel! Er wäre gern lange so dahingegangen, im Wind durch die dämmerigen, traumhaft vertrauten Gassen. Aber Alles war so eng und nah beieinander. Gleich war man am Ziel.

In der oberen Stadt gab es Bogenlampen, und eben erglöhnten sie. Da war das Hotel, und es waren die beiden schwarzen Löwen, die davor lagen, und vor denen er sich als Kind gefürchtet hatte. Noch immer blickten sie mit einer Miene, als wollten sie niesen, einander an; aber sie schienen viel kleiner geworden, seit damals. — Tonio Kröger ging zwischen ihnen hindurch.

Da er zu Fuß kam, wurde er ohne viel Feierlichkeit empfangen. Der Portier und ein sehr feiner, schwarzgekleideter Herr, welcher die Honneurs machte und beständig mit den kleinen Fingern seine Manschetten in die Ärmel zurückstieß, musterten ihn prüfend und wägend vom Scheitel bis zu den Stiefeln, sichtlich bestrebt, ihn gesellschaftlich ein wenig zu bestimmen, ihn hierarchisch und bürgerlich unterzubringen und ihm einen Platz in ihrer Achtung anzuweisen, ohne doch zu einem beruhigenden Ergebnis gelangen zu können, weshalb sie sich für eine gemäßigte Höflichkeit entschieden. Ein Kellner, ein milder Mensch mit brotblonden Backenbartstreifen, einem altersblanken Frack und Rosetten auf den lautlosen Schuhen, führte ihn zwei Treppen hinauf in ein reinlich und altväterlich eingerichtetes Zimmer, hinter dessen Fenster sich im Zwielficht ein pittoresker und mittelalterlicher Ausblick auf Höfe, Giebel und die bizarren Massen der Kirche eröffnete, in deren Nähe das Hotel gelegen war. Tonio Kröger stand eine Weile vor diesem Fenster; dann setzte er sich mit gekreuzten Armen auf das weitschweifige Sofa, zog seine Brauen zusammen und pfiß vor sich hin.

Man brachte Licht, und sein Gepäck kam. Gleichzeitig legte der milde Kellner den Meldezettel auf den Tisch, und Tonio Kröger malte mit seitwärts geneigtem Kopfe etwas darauf, das aussah wie Name, Stand und Herkunft. Hierauf bestellte er ein wenig Abendbrot, und fuhr fort, von seinem Sofawinkel aus ins Leere zu blicken. Als das Essen vor

im stand, ließ er es noch lange unberührt, nahm endlich ein paar Bissen und ging noch eine Stunde im Zimmer auf und ab, wobei er zuweilen stehen blieb und die Augen schloß. Dann entkleidete er sich mit langsamen Bewegungen und ging zu Bette. Er schlief lange, unter verworrenen und seltsam sehnsüchtigen Träumen. —

Als er erwachte, sah er sein Zimmer von hellem Lichte erfüllt. Verwirrt und hastig besann er sich, wo er sei, und machte sich auf, um die Vorhänge zu öffnen. Des Himmels schon ein wenig blaßes Spätmorgen-Blau war von dünnen, vom Wind zerzupften Wolkenfetzen durchzogen; aber die Sonne schien über seiner Vaterstadt.

Er verwandte noch mehr Sorgfalt auf seine Toilette, als gewöhnlich, wusch und rasierte sich aufs Beste und machte sich so frisch und reinlich, als habe er einen Besuch in gutem, korrektem Hause vor, wo es gelte, einen schmußigen und untadelhaften Eindruck zu machen; und während der Hantirungen des Ankleidens horchte er auf das ängstliche Pochen seines Herzens.

Wie hell es draußen war! Er hätte sich wohlter gefühlt, wenn, wie gestern, Dämmerung in den Straßen gelegen hätte; nun aber sollte er unter den Augen der Leute durch den klaren Sonnenschein gehen. Würde er auf Bekannte stoßen, angehalten, erfragt werden und Rede stehen müssen, wie er diese reizehn Jahre verbracht? Nein, gottlob, es kannte ihn keiner mehr, und wer sich seiner erinnerte, würde

ihn nicht erkennen, denn er hatte sich wirklich ein wenig verändert unterdessen. Er betrachtete sich aufmerksam im Spiegel, und plötzlich fühlte er sich sicherer hinter seiner Maske, hinter seinem früh durcharbeiteten Gesicht, das älter als seine Jahre war . . . Er ließ Frühstück kommen und ging dann aus, ging unter den abschätzenden Blicken des Portiers und des feinen Herrn in Schwarz durch das Vestibule und zwischen den beiden Löwen hindurch ins Freie.

Wohin ging er? Er wußte es kaum. Es war wie gestern. Kaum daß er sich wieder von diesem wunderbar würdigen und unvertrauten Beieinander von Giebeln, Thürmchen, Arkaden, Brunnen umgeben sah, kaum daß er den Druck des Windes, des starken Windes, der ein zartes und herbes Aroma aus fernen Träumen mit sich führte, wieder im Angesicht spürte, als es sich ihm wie Schleier und Nebelgespinnst um die Sinne legte . . . Die Muskeln seines Gesichtes spannten sich ab; und mit stille gewordenem Blick betrachtete er Menschen und Dinge. Vielleicht, daß er dort, an jener Straßenecke, dennoch erwachte . . .

Wohin ging er? Ihm war, als stehe die Richtung, die er einschlug, in einem Zusammenhange mit seinen traurigen und seltsam reuevollen Träumen zur Nacht . . . Auf den Markt ging er, unter den Bogengewölben des Rathauses hindurch, wo Fleischer mit blutigen Händen ihre Ware wogen, auf den Marktplatz, wo hoch, spitzig und vielfach der gothische Brunnen stand. Dort blieb er vor einem Hause stehen, einem schmalen und schlichten, gleich anderen mehr.

mit einem geschwungenen, durchbrochenen Giebel, und versank in dessen Anblick. Er las das Namensbild an der Thür und ließ seine Augen ein Weilchen auf jedem der Fenster ruhen. Dann wandte er sich langsam zum Gehen.

Wohin ging er? Heimwärts. Aber er nahm einen Umweg, machte einen Spaziergang vors Thor hinaus, weil er Zeit hatte. Er ging über den Mühlenwall und den Holstenwall und hielt seinen Hut fest vor dem Winde, der in den Bäumen rauschte und arrte. Dann verließ er die Wallanlagen unfern des Bahnhofes, sah einen Zug mit plumper Eilfertigkeit vorüberpuffen, zählte zum Zeitvertreib die Wagen und blickte dem Mantel nach, der zuhöchst auf dem allerletzten saß. Aber am Lindenplatze machte er vor einer der hübschen Villen Halt, die dort standen, spähte lange in den Garten und zu den Fenstern hinauf und verfiel am Ende darauf, die Gatterpforte mit ihren Angeln hin- und herzuschlenkern, so daß es eischte. Dann betrachtete er eine Weile seine Hand, die kalt und rostig geworden war, und ging weiter, entlang durch das alte, untersezte Thor, am Hafen entlang und die steile zugige Gasse hinauf zum Hause seiner Eltern.

Es stand, eingeschlossen von den Nachbarhäusern, die sein Giebel überragte, grau und ernst wie seit dreihundert Jahren, und Tonio Kröger las den alten Spruch, der in halb verwischten Lettern über dem Eingang stand. Dann atmete er auf und ging hinein.

Sein Herz schlug ängstlich, denn er gewärtigte, sein Vater könnte aus einer der Thüren zu ebener Erde, an denen er vorüberschritt, hervortreten, im Kontor-Rock und die Feder hinterm Ohr, ihn anhalten und ihn wegen seines extravaganten Lebens streng zur Rede stellen, was er sehr in der Ordnung gefunden hätte. Aber er gelangte unbehelligt vorbei. Die Windfangthür war nicht geschlossen, sondern nur angelehnt, was er als tadelnswert empfand, während ihm gleichzeitig zu Mute war wie in gewissen leichten Träumen, in denen die Hindernisse von selbst vor einem weichen und man, von wunderbarem Glück begünstigt, ungehindert vorwärts dringt . . . Die weite Diele, mit großen, viereckigen Steinfliesen gepflastert, wiederhallte von seinen Schritten. Der Küche gegenüber, in der es still war, sprangen wie vor Alters in beträchtlicher Höhe die seltsamen, plumpen, aber reinlich lackierten Holzgelasse aus der Wand hervor, die Mägdekammern, die nur durch eine Art freiliegender Stiege von der Diele aus zu erreichen waren. Aber die großen Schränke und die geschnitzte Truhe waren nicht mehr da, die hier gestanden hatten . . . Der Sohn des Hauses beschritt die gewaltige Treppe und stützte sich mit der Hand auf das weißlackierte, durchbrochene Holzgeländer, indem er sie bei jedem Schritte erhob und beim nächsten sacht wieder darauf niedersinken ließ, wie als versuche er schüchtern, ob die ehemalige Vertrautheit mit diesem alten, soliden Geländer wieder herzustellen sei . . . Aber auf dem Treppenabsatz blieb er stehen,

norm Eingang zum Zwischengeschoß. An der Thür war ein weißes Schild befestigt, auf dem in schwarzen Buchstaben zu lesen war: Volksbibliothek.

Volksbibliothek? dachte Tonio Kröger, denn er fand, daß hier weder das Volk noch die Litteratur etwas zu suchen hatten. Er klopfte an die Thür . . . Ein Herein ward laut, und er folgte ihm. Gespannt und finster blickte er in eine höchst unziemliche Veränderung hinein.

Das Geschoß war drei Stuben tief, deren Verbindungsthüren offen standen. Die Wände waren fast in ihrer ganzen Höhe mit gleichförmig gebundenen Büchern bedeckt, die auf dunklen Gestellen in langen Reihen standen. In jedem Zimmer saß hinter einer Art von Ladentisch ein dürftiger Mensch und schrieb. Zwei davon wandten nur die Köpfe nach Tonio Kröger, aber der erste stand eilig auf, wobei er sich mit beiden Händen auf die Tischplatte stützte, den Kopf vorschob, die Lippen spitzte, die Brauen emporzog und den Besucher mit eifrig zwinkernden Augen anblickte . . .

„Verzeihung,“ sagte Tonio Kröger, ohne den Blick von den vielen Büchern zu wenden. „Ich bin hier fremd, ich besichtige die Stadt. Dies ist also die Volksbibliothek? Würden Sie erlauben, daß ich mir ein wenig Einblick in die Sammlung verschaffe?“

„Gern!“ sagte der Beamte und zwinkerte noch heftiger . . . „Gewiß, das steht jedermann frei. Wollen Sie sich nur umsehen . . . Ist Ihnen ein Katalog gefällig?“

„Danke,“ antwortete Tonio Kröger. „Ich orientiere mich leicht.“ Damit begann er, langsam an den Wänden entlang zu schreiten, indem er sich den Anschein gab, als studiere er die Titel auf den Bucherrücken. Schließlich nahm er einen Band heraus, öffnete ihn und stellte sich damit ans Fenster.

Hier war das Frühstückszimmer gewesen. Man hatte hier morgens gefrühstückt, nicht droben im großen Eßsaal, wo aus der blauen Tapete weiße Götterstatuen hervortraten . . . Das dort hatte als Schlafzimmer gedient. Seines Vaters Mutter war dort gestorben, so alt sie war, unter schweren Kämpfen, denn sie war eine genußfrohe Welt dame und hing am Leben. Und später hatte dort sein Vater selbst den letzten Seufzer gethan, der lange, korrekte, ein wenig wehmütige und nachdenkliche Herr mit der Feldblume im Knopfloch . . . Tonio hatte am Fußende seines Sterbebettes geseffen, mit heißen Augen, ehrlich und gänzlich hingegeben an ein stummes und starkes Gefühl, an Liebe und Schmerz. Und auch seine Mutter hatte am Lager gekniet, seine schöne, feurige Mutter, ganz aufgelöst in heißen Thränen; worauf sie mit dem südlichen Künstler in blaue Fernen gezogen war . . . Aber dort hinten, das kleinere, dritte Zimmer, nun ebenfalls ganz mit Büchern angefüllt, die ein dürftiger Mensch bewachte, war lange Jahre hindurch sein eigenes gewesen. Dort hin war er nach der Schule heimgekehrt, nachdem er einen Spaziergang, wie eben jetzt, gemacht, an jener Wand hatte sein Tisch gestanden, in dessen Schublade

er seine ersten, innigen und hilflosen Verse verwahrt hatte . . . Der Wallnußbaum . . . Eine stechende Wehmut durchzuckte ihn. Er blickte seitwärts durchs Fenster hinaus. Der Garten lag wüst, aber der alte Wallnußbaum stand an seinem Platze, schwerfällig narrend und rauschend im Winde. Und Tonio Kröger ließ die Augen auf das Buch zurückgleiten, das er in Händen hielt, ein hervorragendes Dichtwerk und ihm wohlbekannt. Er blickte auf diese schwarzen Zeilen und Satzgruppen nieder, folgte eine Strecke dem kunstvollen Fluß des Vortrags, wie er in gestaltender Leidenschaft sich zu einer Pointe und Wirkung erhob und dann effektiv absetzte . . .

Ja, das ist gut gemacht, sagte er, stellte das Dichtwerk weg und wandte sich. Da sah er, daß der Beamte noch immer aufrecht stand und mit einem Mißausdruck von Diensteifer und nachdenklichem Mißtrauen seine Augen zwinkern ließ.

„Eine ausgezeichnete Sammlung, wie ich sehe,“ sagte Tonio Kröger. „Ich habe schon einen Ueberblick gewonnen. Ich bin Ihnen sehr verbunden. Adieu.“ Damit ging er zur Thür hinaus; aber es war ein zweifelhafter Abgang, und er fühlte deutlich, daß der Beamte, voller Unruhe über diesen Besuch, noch minutenlang stehen und zwinkern würde.

Er spürte keine Neigung, noch weiter vorzudringen. Er war zu Hause gewesen. Droben, in den großen Zimmern hinter der Säulenhalle, wohnten fremde Leute, er sah es; denn der Treppenkopf war durch eine Glasthür verschlossen, die ehemals nicht

dagewesen war, und irgend ein Namensschild war daran. Er ging fort, ging die Treppe hinunter, über die hallende Diele, und verließ sein Elternhaus. In einem Winkel eines Restaurants nahm er in sich gefehrt eine schwere und fette Mahlzeit ein, und lehrte dann ins Hotel zurück.

„Ich bin fertig,“ sagte er zu dem feinen Herrn in Schwarz. „Ich reise heute Nachmittag.“ Und er bestellte seine Rechnung, sowie den Wagen, der ihn an den Hafen bringen sollte, zum Dampfschiff nach Kopenhagen. Dann ging er auf sein Zimmer und setzte sich an den Tisch, saß still und aufrecht, indem er die Wange in die Hand stützte und mit blicklosen Augen auf die Tischplatte niedersah. Später beglich er seine Rechnung und machte seine Sachen bereit. Zur festgesetzten Zeit ward der Wagen gemeldet, und Tonio Kröger stieg reisefertig hinab.

Drunten, am Fuße der Treppe, erwartete ihn der feine Herr in Schwarz.

„Um Vergebung!“ sagte er und stieß mit den kleinen Fingern seine Manschetten in die Ärmel zurück . . . „Verzeihen Sie, mein Herr, daß wir Sie noch eine Minute in Anspruch nehmen müssen. Herr Seehaase — der Besitzer des Hotels — ersucht Sie um eine Unterredung von zwei Worten. Eine Formalität . . . Er befindet sich dort hinten . . . Wollen Sie die Güte haben, sich mit mir zu bemühen . . . Es ist nur Herr Seehaase, der Besitzer des Hotels.“

Und er führte Tonio Kröger unter einladendem Gestenspiel in den Hintergrund des Vestibules. Dort

tand in der That Herr Seehaase. Tonio Kröger annahm ihn von Ansehen aus alter Zeit. Er war klein, eckig und krummbeinig. Sein geschorener Backenbart war weiß geworden; aber noch immer trug er eine weit ausgeschnittene Frackjacke und dazu ein grün gefärbtes Sammetmützchen. Uebrigens war er nicht klein. Bei ihm, an einem kleinen, an der Wand befestigten Pultbrett, stand, den Helm auf dem Kopf, ein Polizist, welcher seine behandschuhete Rechte auf einem bunt beschriebenen Papier ruhen ließ, das vor ihm auf dem Pulte lag, und Tonio Kröger mit seinem ehrlichen Soldatengesicht so entgegensah, als erwartete er, daß dieser bei seinem Anblick in den Boden versinken müsse.

Tonio Kröger blickte von Einem zum Andern und verlegte sich aufs Warten.

„Sie kommen von München?“ fragte endlich der Polizist mit einer gutmütigen und schwerfälligen Stimme.

Tonio Kröger bejahte dies.

„Sie reisen nach Kopenhagen?“

„Ja, ich bin auf der Reise in ein dänisches Seebad.“

„Seebad? — Ja, Sie müssen mal Ihre Papiere vorweisen,“ sagte der Polizist, indem er das letzte Wort mit besonderer Genugthuung aussprach.

„Papiere . . .“ Er hatte keine Papiere. Er zog seine Brieftasche hervor und blickte hinein; aber es befand sich außer einigen Geldscheinen nichts darin, als die Korrektur einer Novelle, die er an seinem

Reiseziel zu erledigen gedachte. Er verkehrte nicht gern mit Beamten und hatte sich noch niemals einen Paß ausstellen lassen . . .

„Es thut mir leid,“ sagte er, „aber ich führe keine Papiere bei mir.“

„So?“ sagte der Polizist . . . „Gar keine? — Wie ist Ihr Name?“

Tonio Kröger antwortete ihm.

„Ist das auch wahr?!“ fragte der Polizist, reckte sich auf und öffnete plötzlich seine Nasenlöcher, so weit er konnte . . .

„Vollkommen wahr,“ antwortete Tonio Kröger.

„Was sind Sie denn?“

Tonio Kröger schluckte hinunter und nannte mit fester Stimme sein Gewerbe. — Herr Seehaase hob den Kopf und sah neugierig in sein Gesicht empor.

„Hm!“ sagte der Polizist. „Und Sie geben an, nicht identisch zu sein mit einem Individium namens —“ Er sagte „Individium“ und buchstabierte dann aus dem bunt beschriebenen Papier einen ganz verzwickten und romantischen Namen zusammen, der aus den Lauten verschiedener Rassen abenteuerlich gemischt erschien und den Tonio Kröger im nächsten Augenblick wieder vergessen hatte. „— Welcher,“ fuhr er fort, „von unbekanntem Eltern und unbestimmter Zuständigkeit wegen verschiedener Betrüge- reien und anderer Vergehen von der Münchener Polizei verfolgt wird und sich wahrscheinlich auf der Flucht nach Dänemark befindet?“

„Ich gebe das nicht nur an,“ sagte Tonio Kröger und machte eine nervöse Bewegung mit den Schultern. — Dies rief einen gewissen Eindruck hervor.

„Wie? Ach so, na gewiß!“ sagte der Polizist. „Aber daß Sie auch gar nichts vorweisen können!“

Auch Herr Seehaase legte sich beschwichtigend ins Mittel.

„Das Ganze ist eine Formalität,“ sagte er, „nichts weiter! Sie müssen bedenken, daß der Beamte nur seine Schuldigkeit thut. Wenn Sie sich irgendwie legitimieren könnten . . . Ein Papier . . .“

Alle schwiegen. Sollte er der Sache ein Ende machen, indem er sich zu erkennen gab, indem er Herrn Seehaase eröffnete, daß er kein Hochstapler von unbestimmter Zuständigkeit sei, von Geburt kein Zigeuner im grünen Wagen, sondern der Sohn Konsul Krögers, aus der Familie der Kröger? Nein, er hatte keine Lust dazu. Und waren diese Männer der bürgerlichen Ordnung nicht im Grunde ein wenig im Recht? Gewissermaßen war er ganz einverstanden mit ihnen . . . Er zuckte die Achseln und blieb stumm.

„Was haben Sie denn da?“ fragte der Polizist. „Da, in dem Porteföehch?“

„Hier? Nichts. Es ist eine Korrektur,“ antwortete Tonio Kröger.

„Korrektur? Wieso? Lassen Sie mal sehen.“

Und Tonio Kröger überreichte ihm seine Arbeit. Der Polizist breitete sie auf der Pul.platte aus und begann, darin zu lesen. Auch Herr Seehaase trat näher herzu und beteiligte sich an der Lektüre. Tonio

Aröger blickte ihnen über die Schultern und beobachtete, bei welcher Stelle sie seien. Es war ein guter Moment, eine Pointe und Wirkung, die er vortrefflich herausgearbeitet hatte. Er war zufrieden mit sich.

„Sehen Sie!“ sagte er. „Da steht mein Name. Ich habe dies geschrieben, und nun wird es veröffentlicht, verstehen Sie.“

„Nun, das genügt!“ sagte Herr Seehaase mit Entschluß, raffte die Blätter zusammen, faltete sie und gab sie ihm zurück. „Das muß genügen, Petersen!“ wiederholte er kurz, indem er verstohlen die Augen schloß und abwinkend den Kopf schüttelte. „Wir dürfen den Herrn nicht länger aufhalten. Der Wagen wartet. Ich bitte sehr, die kleine Störung zu entschuldigen, mein Herr. Der Beamte hat ja nur seine Pflicht gethan, aber ich sagte ihm sofort, daß er auf falscher Fährte sei . . .“

So? dachte Tonio Aröger.

Der Polizist schien nicht ganz einverstanden; er wandte noch etwas ein von ‚Individium‘ und ‚vorweisen‘. Aber Herr Seehaase führte seinen Gast unter wiederholten Ausdrücken des Bedauerns durch das Vestibule zurück, geleitete ihn zwischen den beiden Löwen hindurch zum Wagen und schloß selbst unter Achtungsbezeugungen den Schlag hinter ihm. Und dann rollte die lächerlich hohe und breite Droschke stolpernd, klirrend und lärmend die steilen Gassen hinab zum Hafen . . .

Dies war Tonio Arögers seltsamer Aufenthalt in seiner Vaterstadt.

7.

Die Nacht fiel ein, und mit einem schwimmenden Silberglanz stieg schon der Mond empor, als Tonio Krögers Schiff die offene See gewann. Er stand am Bugspriet, in seinen Mantel gehüllt vor dem Winde, der mehr und mehr erstarbte, und blickte hinab in das dunkle Wandern und Treiben der starken, glatten Wellenleiber dort unten, die umeinander jaywankten, sich klatschend begegneten, in unerwarteten Richtungen auseinanderstossen und plötzlich schaumig aufleuchteten . . .

Eine schaukelnde und still entzückte Stimmung erfüllte ihn. Er war ein wenig niedergeschlagen gewesen, daß man ihn daheim als Hochstapler hatte verhaften wollen, ja, — obgleich er es gewissermaßen in der Ordnung gefunden hatte. Aber dann, nachdem er sich eingeschifft, hatte er, wie als Knabe zuweilen mit seinem Vater, dem Verladen der Waren zugehört, mit denen man, unter Rufen, die ein Gemisch aus Dänisch und Plattdeutsch waren, den tiefen Bauch des Dampfers füllte, hatte gesehen, wie man außer den Ballen und Kisten auch einen Eisbären und einen Königstiger in die vergitterten Käfigen hinabließ, die wohl von Hamburg kamen und für eine dänische Menagerie bestimmt waren; und dies hatte ihn zerstreut. Während dann das Schiff zwischen den flachen Ufern den Fluß entlang glitt, hatte er Polizist Petersens Verhör ganz und gar vergessen, und alles, was vorher gewesen war, seine

süßen, traurigen und reinigen Träume der Nacht, der Spaziergang, den er gemacht, der Anblick des Wallnußbaumes, war wieder in seiner Seele stark geworden. Und nun, da das Meer sich öffnete, sah er von fern den Strand, an dem er als Knabe die sommerlichen Träume des Meeres hatte belauschen dürfen, sah die Glut des Leuchtturms und die Lichter des Kurhauses, darin er mit seinen Eltern gewohnt . . . Die Ostsee! Er lehnte den Kopf gegen den starken Salzwind, der frei und ohne Hindernis daherkam, die Ohren umhüllte und einen gelinden Schwindel, eine gedämpfte Betäubung hervorrief, in der die Erinnerung an alles Böse, an Qual und Irrsal, an Wollen und Mühen träge und selig unterging. Und in dem Säusen, Klatschen, Schäumen und Nechzen rings um ihn her glaubte er das Rauschen und Knarren des alten Wallnußbaumes, das Kreischen einer Gartenpforte zu hören . . . Es dunkelte mehr und mehr.

„Die Ederne, Gott, sehen Sie doch bloß die Ederne an,“ sagte plötzlich mit schwerfällig singender Betonung eine Stimme, die aus dem Innern einer Lonne zu kommen schien. Er kannte sie schon. Sie gehörte einem rotblonden und schlicht gekleideten Mann mit geröteten Augenlidern und einem feuchtkalten Aussehen, als habe er soeben gebadet. Beim Abendessen in der Kajüte war er Tonio Kröger's Nachbar gewesen und hatte mit zagen und bescheidenen Bewegungen erstaunliche Mengen von Hummer-Omelette zu sich genommen. Nun lehnte er neber

in an der Brüstung und blickte zum Himmel empor, indem er sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger ergriff hielt. Ohne Zweifel befand er sich in einer jener außerordentlichen und festlich-beschaulichen Stimmungen, in denen die Schranken zwischen den Menschen dahinsinken, in denen das Herz auch Fremden sich öffnet und der Mund Dinge spricht, vor denen er sonst schamhaft verschließen würde . . .

„Sehen Sie, Herr, doch bloß die Sderne an. Da sehen sie und glickern, es ist, weiß Gott, der ganze Himmel voll. Und nun bitt' ich Sie, wenn man hinsieht und bedenkt, daß viele davon doch hundertmal größer sein sollen als die Erde, wie wird einem das zu Sinn? Wir Menschen haben den Telegraphen und das Telephon und so viele Errungenschaften der Neuzeit, ja, das haben wir. Aber wenn wir da hinaufsehen, so müssen wir doch erkennen und verstehen, daß wir im Grunde Gewürm sind, elendes Gewürm und nichts weiter, — hab' ich Recht oder Unrecht, Herr? Ja, wir sind Gewürm!“ antwortete er sich selbst und nickte demütig und zerknirscht zum Firmament empor.

Au . . . nein, der hat keine Litteratur im Leib! Ichte Tonio Kröger. Und alsbald fiel ihm etwas ein, was er kürzlich gelesen hatte, der Aufsatz eines berühmten französischen Schriftstellers über kosmologische und psychologische Weltanschauung; es war ein recht feines Geschwätz gewesen.

Er gab dem jungen Mann etwas wie eine Antwort auf seine tief erlebte Bemerkung, und dann

fuhren sie fort, miteinander zu sprechen, indem sie über die Brüstung gelehnt, in den unruhig erhellten, bewegten Abend hinausblickten. Es erwies sich, daß der Reisegefährte ein junger Kaufmann aus Hamburg war, der seinen Urlaub zu dieser Vergnügungsfahrt benutzte . . .

„Sollst,“ sagte er, „ein bißchen mit dem steamer nach Kopenhagen fahren, denk' ich, und da fdeh ich nun, und es ist ja so weit ganz schön. Aber das mit den Hummer-Omeletten, das war nicht richtig, Herr, das sollen Sie sehn, denn die Nacht wird sdürmisch, das hat der Kapitän selbst gesagt, und mit so einem unbelömmlichen Essen im Magen ist das kein Ebaß . . .“

Tonio Kröger lauschte all dieser zuthunlichen Thorheit mit einem heimlichen und freundschaftlichen Gefühl.

„Ja,“ sagte er, „man iszt überhaupt zu schwer hier oben. Das macht faul und wehmütig.“

„Wehmütig?“ wiederholte der junge Mann und betrachtete ihn verdutzt . . . „Sie sind wohl fremd hier, Herr?“ fragte er plöylich . . .

„Ach ja, ich komme weit her!“ antwortete Tonio Kröger mit einer vagen und abwehrenden Armbe-
wegung.

„Aber Sie haben Recht,“ sagte der junge Mann „Sie haben, weiß Gott, Recht in dem, was Sie vor wehmütig sagen! Ich bin fast immer wehmütig aber besonders an solchen Abenden, wie heute, wenn

die Ederne am Himmel sdehn.“ Und er stützte wieder sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger.

Sicherlich schreibt er Verse, dachte Tonio Kröger, tief ehrlich empfundene Kaufmannsverse . . .

Der Abend rückte vor, und der Wind war nun so heftig geworden, daß er das Sprechen behinderte. So beschloßen sie, ein wenig zu schlafen, und wünschen einander gute Nacht.

Tonio Kröger streckte sich in seiner Koje auf der chmalen Bettstatt aus, aber er fand keine Ruhe. Der trenge Wind und sein herbes Arom hatten ihn seltsam erregt, und sein Herz war unruhig wie in ängstlicher Erwartung von etwas Süßem. Auch verursachte die Erschütterung, welche entstand, wenn das Schiff einen steilen Wogenberg hinabglitt und die Schraube wie im Strampf außerhalb des Wassers arbeitete, ihm arge Uebelkeit. Er kleidete sich wieder vollends an und stieg ins Freie hinauf.

Wolken jagten am Monde vorbei. Das Meer tanzte. Nicht runde und gleichmäßige Wellen kamen in Ordnung daher, sondern weithin, in bleichem und flackerndem Licht, war die See zerrissen, zerpeitscht, zertwöhlt, leckte und prang in spitzen, flammenartigen Riesenzungen empor, warf neben schaumersfüllten Klüften zackige und unwahrscheinliche Gebilde auf und schien mit der Kraft ungeheurer Arme in tollem Spiel den Wisch in alle Lüfte zu schleudern. Das Schiff hatte schwere Fahrt; stampfend, schlenkernd und ächzend arbeitete es sich durch den Tumult, und manchmal hörte man

den Eisbären und den Tiger, die unter dem Seegang litten, in seinem Innern brüllen. Ein Mann im Wachstuchmantel, die Kapuze überm Kopf und eine Laterne um den Leib geschnallt, ging breitbeinig und mühsam balancierend auf dem Berdecke hin und her. Aber dort hinten stand, tief über Bord gebeugt, der junge Mann aus Hamburg und ließ es sich schlecht ergehen. „Gott,“ sagte er mit hohler und wankender Stimme, als er Tonio Kröger gewahrte, „sehen Sie doch bloß den Aufruhr der Elemente, Herr!“ Aber dann wurde er unterbrochen und wandte sich eilig ab.

Tonio Kröger hielt sich an irgend einem gestrafften Tau und blickte hinaus in all den unbändigen Uebermut. In ihm schwang sich ein Tauchzen auf, und ihm war, als sei es mächtig genug, um Sturm und Flut zu übertönen. Ein Sang an das Meer, begeistert von Liebe, tönte in ihm. Du meiner Jugend wilder Freund, so sind wir einmal noch vereint . . . Aber dann war das Gedicht zu Ende. Es ward nicht fertig, nicht rund geformt und nicht in Gelassenheit zu etwas Ganzem geschmiedet. Sein Herz lebte . . .

Lange stand er so; dann streckte er sich auf einer Bank am Kajütenhäuschen aus und blickte zum Himmel hinauf, an dem die Sterne flackerten. Er schlummerte sogar ein wenig. Und wenn der kalte Schaum in sein Gesicht spritzte, so war es ihm im Halbschlaf wie eine Liebkosung.

Senkrechte Kreidefelsen, gespenstisch im Mondschein, kamen in Sicht und näherten sich; das war

Möen, die Insel. Und wieder trat Schlummer dazwischen, unterbrochen von salzigen Sprühschauern, die scharf ins Gesicht bissen und die Züge erstarren ließen . . . Als er völlig wach wurde, war es schon Tag, ein hellgrauer, frischer Tag, und die grüne See ging ruhiger. Beim Frühstück sah er den jungen Kaufmann wieder, der heftig errötete, wahrscheinlich vor Scham, im Dunklen so poetische und blamable Dinge geäußert zu haben, mit allen fünf Fingern seinen kleinen rötlichen Schnurrbart emporstrich und ihm einen soldatisch scharfen Morgengruß zurief, um ihn dann ängstlich zu meiden.

Und Tonio Kröger landete in Dänemark. Er hielt Ankunft in Kopenhagen, gab Trinkgeld an Jeden, der sich die Miene gab, als hätte er Anspruch darauf, durchwanderte von seinem Hotelzimmer aus drei Tage lang die Stadt, indem er sein Reisebüchlein aufgeschlagen vor sich her trug, und benahm sich ganz wie ein besserer Fremder, der seine Kenntnisse zu bereichern wünscht. Er betrachtete des Königs Neumarkt und das „Pferd“ in seiner Mitte, blickte achtungsvoll an den Säulen der Frauenkirche empor, stand lange vor Thorwaldsens edlen und lieblichen Bildwerken, stieg auf den Runden Turm, besichtigte Schlösser und verbrachte zwei bunte Abende im Tivoli. Aber es war nicht so recht eigentlich all dies, was er sah.

An den Häusern, die oft ganz das Aussehen der alten Häuser seiner Vaterstadt mit geschwungenen, durchbrochenen Giebeln hatten, sah er Namen, die

ihm aus alten Tagen bekannt waren, die ihm etwas Bartes und Köstliches zu bezeichnen schienen und bei alldem etwas wie Vorwurf, Klage und Sehnsucht nach Verlorenem in sich schlossen. Und allerwegen, indeß er in verlangsamten, nachdenklichen Zügen die feuchte Seeluft atmete, sah er Augen, die so blau, Haare, die so blond, Gesichter, die von eben der Art und Bildung waren, wie er sie in den seltsam wehen und reuigen Träumen der Nacht geschaut, die er in seiner Vaterstadt verbracht hatte. Es konnte geschehen, daß auf offener Straße ein Blick, ein klingendes Wort, ein Auflachen ihn ins Innerste traf . . .

Es litt ihn nicht lange in der munteren Stadt. Eine Unruhe, süß und thöricht, Erinnerung halb und halb Erwartung, bewegte ihn, zusammen mit dem Verlangen, irgendwo still am Strande liegen zu dürfen und nicht den angelegentlich sich umthuernden Touristen spielen zu müssen. So schiffte er sich aufs Neue ein und fuhr an einem trüben Tage (die See ging schwarz) nordwärts die Küste von Seeland entlang gen Helsingör. Von dort setzte er seine Reise unverzüglich zu Wagen auf dem Chausseewege fort, noch drei Viertelstunden lang, immer ein wenig oberhalb des Meeres, bis er an seinem letzten und eigentlichen Ziele hielt, dem kleinen weißen Badehotel mit grünen Fensterläden, das inmitten einer Siedelung niedriger Häuschen stand und mit seinem holzgedeckten Turm auf den Sand und die schwedische Küste hinausblickte. Hier stieg er ab, nahm Besitz von dem hellen Zimmer, das man ihm bereit gehalten, füllte

Korb und Spind mit dem, was er mit sich führte, und hielte sich an, hier eine Weile zu leben.

8.

Schon rückte der September vor: es waren nicht mehr viele Gäste in Halsgaard. Bei den Mahlzeiten in dem großen, balkengedeckten Eßsaal zu ebener Erde, essen hohe Fenster auf die Glas-Beranda und die See hinausführten, führte die Wirtin den Vorkitz, ein einjährtes Mädchen mit weißem Haar, farblosen Augen, zartrosigen Wangen und einer haltlosen witscherstimme, das immer seine roten Hände auf dem Tafeltuche ein wenig vorteilhaft zu gruppieren achtete. Ein kurzhalsiger alter Herr mit eisgrauem Schifferbart und dunkelbläulichem Gesicht war da, ein Fischhändler aus der Hauptstadt, der des Deutchen mächtig war. Er schien gänzlich verstopft und im Schlagfluß geneigt, denn er atmete kurz und öftweise und hob von Zeit zu Zeit den beringten eifinger zu einem seiner Nasenlöcher empor, um es zuzudrücken und dem anderen durch starkes Blasen ein wenig Luft zu verschaffen. Nichtsdestoweniger sprach er beständig der Aquavitflasche zu, die sowohl beim Frühstück als beim Mittag- und Abendessen vor ihm stand. Dann waren nur noch drei große amerikanische Jünglinge mit ihrem Gouverneur oder Hausherrn zugegen, der schweigend an seiner Brille rückte und tagüber mit ihnen Fußball spielte. Sie trugen ein rotgelbes Haar in der Mitte gescheitelt und hatten

lange, unbewegte Gesichter. „Please, give me the wurst-things there!“ sagte der Eine. „That's not wurst, that's schinken!“ sagte ein Anderer, und dies war alles, was sowohl sie als der Hauslehrer zur Unterhaltung beitrugen; denn sonst saßen sie still und tranken heißes Wasser.

Tonio Kröger hätte sich keine andere Art von Tischgesellschaft gewünscht. Er genoß seinen Frieden, horchte auf die dänischen Rehlaute, die hellen und trüben Vokale, in denen der Fischhändler und die Wirtin zuweilen konversierten, wechselte hie und da mit dem Ersteren eine schlichte Bemerkung über den Barometerstand und erhob sich dann, um durch die Veranda wieder an den Strand hinunterzugehen, wo er schon lange Morgenstunden verbracht hatte.

Manchmal war es dort still und sommerlich. Die See ruhte träge und glatt, in blauen, flaschengrünen und rötlichen Streifen, von silbrig glühenden Lichtreflexen überspielt, der Tang dörrte zu Heu in der Sonne, und die Quallen lagen da und verdunsteten. Es roch ein wenig faulig und ein wenig auch nach dem Leer des Fischerbootes, an welches Tonio Kröger im Sande sitzend, den Rücken lehnte, — so gewandt daß er den offenen Horizont und nicht die schwedische Küste vor Augen hatte; aber des Meeres leiser Atmestrich rein und frisch über alles hin.

Und graue, stürmische Tage kamen. Die Wellen beugten die Köpfe wie Stiere, die die Hörne zum Stoße einlegen, und rannten wütend gegen den Strand, der hoch hinauf überspült und mit naß

änzendem Seegras, Muscheln und angeschwemmtem Holzwerk bedeckt war. Zwischen den langgestreckten Wellenhügeln dehnten sich unter dem veringerten Himmel blaßgrün-schaumig die Thäler; aber dort, wo hinter den Wolken die Sonne stand, lag auf den Wassern ein weißlicher Sammetglanz.

Tonio Kröger stand in Wind und Brausen eingehüllt, versunken in dies ewige, schwere, betäubende Getöse, das er so sehr liebte. Wandte er sich und ging fort, so schien es plötzlich ganz ruhig und warm um ihn her. Aber im Rücken wußte er sich das Meer; er rief, lockte und grüßte. Und er lächelte.

Er ging landeinwärts, auf Wiesenwegen durch die Einsamkeit, und bald nahm Buchenwald ihn auf, der sich hügelig weit in die Gegend erstreckte. Er lagte sich ins Moos, an einen Baum gelehnt, so, daß er zwischen den Stämmen einen Streifen des Meeres wahrnehmen konnte. Zuweilen trug der Wind das Geräusch der Brandung zu ihm, das klang, wie wenn der Ferne Bretter aufeinander fallen. Krähenschrei über den Wipfeln, heiser, öde und verloren . . . Er hielt ein Buch auf den Knien, aber er las nicht eine Zeile darin. Er genoß ein tiefes Vergessen, ein erlöstes Schweben über Raum und Zeit, und nur zuweilen war es, als würde sein Herz von einem Schmerz durchzuckt, einem kurzen, stechenden Gefühl von Sehnsucht oder Reue, das nach Namen und Herkunft fragen er zu träge und versunken war.

So verging mancher Tag; er hätte nicht zu sagen vermocht, wie viele, und trug kein Verlangen danach,

es zu wissen. Dann aber kam einer, an welchem etwas geschah; es geschah, während die Sonne am Himmel stand und Menschen zugegen waren, und Tonio Kröger war nicht einmal so außerordentlich erstaunt darüber.

Gleich dieses Tages Anfang gestaltete sich festlich und entzückend. Tonio Kröger erwachte sehr früh und ganz plötzlich, fuhr mit einem feinen und unbestimmten Erschrecken aus dem Schlafe empor und glaubte, in ein Wunder, einen feenhaften Beleuchtungszauber hineinzublicken. Sein Zimmer, mit Glashür und Balkon nach dem Sunde hinaus gelegen und durch einen dünnen, weißen Gaze-Vorhang in Wohn- und Schlafraum geteilt, war zartfarbig tapeziert und mit leichten, hellen Möbeln versehen, sodaß es stets einen lichten und freundlichen Anblick bot. Nun aber sahen seine schlaftrunkenen Augen es in einer unirdischen Verklärung und Illumination vor sich liegen, über und über getaucht in einen unsäglich holden und duftigen Rosenschein, der Wände und Möbel vergoldete und den Gaze-Vorhang in ein mildes, rotes Glühen versetzte . . . Tonio Kröger begriff lange nicht, was sich ereignete. Als er aber vor der Glashür stand und hinausblickte, sah er, daß es die Sonne war, die aufging.

Mehrere Tage lang war es trüb und regnicht gewesen; jetzt aber spannte sich der Himmel wie aus straffer, blaßblauer Seide schimmernd klar über See und Land, und durchquert und umgeben von rot und golden durchleuchteten Wolken, erhob sich feierlich die

Sonnenscheibe über das flimmernd gekrauste Meer, das unter ihr zu erschauern und zu erglühen schien . . . So hub der Tag an, und verwirrt und glücklich warf Tonio Kröger sich in die Kleider, frühstückte vor allen Anderen drunten in der Veranda, schwamm hierauf von dem kleinen hölzernen Badehäuschen aus eine Strecke in den Sund hinaus und that dann einen stundenlangen Gang am Strande hin. Als er zurückkehrte, hielten mehrere omnibusartige Wagen vorm Hotel, und vom Eßsaal aus gewahrte er, daß sowohl in dem anstoßenden Gesellschaftszimmer, dort, wo das Klavier stand, als auch in der Veranda und auf der Terrasse, die davor lag, Menschen in großer Anzahl, kleinbürgerlich gekleidete Herrschaften, an runden Tischen saßen und unter angeregten Gesprächen Bier mit Butterbrod genossen. Es waren ganze Familien, ältere und junge Leute, ja sogar ein paar Kinder.

Beim zweiten Frühstück (der Tisch trug schwer an kalter Küche, Geräuchertem, Gesalzenem und Gebadenem) erkundigte sich Tonio Kröger, was vor sich gehe.

„Gäste!“ sagte der Fischhändler. „Ausflügler und Ballgäste aus Helsingör! Ja, Gott soll uns bewahren, wir werden nicht schlafen können, diese Nacht! Es wird Tanz geben, Tanz und Musik, und man muß fürchten, daß das lange dauert. Es ist eine Familienvereinigung, eine Landpartie nebst Réunion, kurzum, eine Subskription oder dergleichen, und sie genießen den schönen Tag. Sie sind zu Boot und zu

Wagen gekommen, und jetzt frühstücken sie. Später fahren sie noch weiter über Land, aber abends kommen sie wieder, und dann ist Tanzbelustigung hier im Saale. Ja, verdammt und verflucht, wir werden kein Auge zuthun . . .“

„Das ist eine hübsche Abwechslung,“ sagte Tonio Kröger.

Hierauf wurde längere Zeit nichts mehr gesprochen. Die Wirtin ordnete ihre roten Finger, der Fischhändler blies durch das rechte Nasenloch, um sich ein wenig Luft zu verschaffen, und die Amerikaner tranken heißes Wasser und machten lange Gesichter dazu.

Da geschah dies auf einmal: Hans Hansen und Ingeborg Holm gingen durch den Saal. —

Tonio Kröger lehnte, in einer wohligen Ermüdung nach dem Bade und seinem hurtigen Gang, im Stuhl und aß geräucherten Lachs auf Röstbrot; — er saß der Veranda und dem Meere zugewandt. Und plötzlich öffnete sich die Thür, und Hand in Hand kamen die Beiden herein, — schlendernd und ohne Eile. Ingeborg, die blonde Junge, war hell gekleidet, wie sie in der Tanzstunde bei Herrn Rnaak zu sein pflegte. Das leichte, geblümete Kleid reichte ihr nur bis zu den Knöcheln, und um die Schultern trug sie einen breiten, weißen Tüllbesatz mit spitzem Ausschnitt, der ihren weichen, geschmeidigen Hals freiließ. Der Hut hing ihr an seinen zusammengeknüpft-

en Bändern über dem einen Arm. Sie war vielleicht ein klein wenig erwachsener als sonst, und trug ihren wunderbaren Zopf nun um den Kopf gelegt; aber Hans Hansen war ganz wie immer. Er hatte seine Seemanns-Ueberjacke mit den goldenen Knöpfen an, über welcher auf Schultern und Rücken der breite, blaue Stragen lag; die Matrosenmütze mit den kurzen Bändern hielt er in der hinabhängenden Hand und schlenkerte sie sorglos hin und her. Ingeborg hielt ihre sähmal geschnittenen Augen abgewandt, vielleicht ein wenig geniert durch die speisenden Leute, die auf sie schauten. Allein Hans Hansen wandte nun grade und aller Welt zum Troß den Kopf nach der Frühstückstafel und musterte mit seinen stahlblauen Augen Einen nach dem Anderen herausfordernd und gewissermaßen verächtlich; er ließ sogar Ingeborgs Hand fahren und schwenkte seine Mütze noch heftiger hin und her, um zu zeigen, was für ein Mann er sei. So gingen die Beiden, mit dem still blauenden Meere als Hintergrund, vor Tonio Krögers Augen vorüber, durchmaßen den Saal seiner Länge nach und verschwanden durch die entgegengesetzte Thür im Klavierzimmer.

Dies begab sich um halb zwölf Uhr vormittags, und noch während die Sturgäste beim Frühstück saßen, brach nebenan und in der Veranda die Gesellschaft auf und verließ, ohne daß noch jemand den Eßsaal betreten hätte, durch den Seitenzugang, der vorhanden war, das Hotel. Man hörte, wie draußen unter Scherzen und Gelächter die Wagen bestiegen

wurden, wie ein Gefährt nach dem anderen auf der Landstraße sich knirschend in Bewegung setzte und davonrollte . . .

„Sie kommen also wieder?“ fragte Tonio Kröger . . .

„Das thun sie!“ sagte der Fischhändler. „Und Gott sei's geklagt. Sie haben Musik bestellt, müssen Sie wissen, und ich schlafe hier überm Saale.“

„Das ist eine hübsche Abwechslung,“ wiederholte Tonio Kröger. Dann stand er auf und ging fort.

Er verbrachte den Tag, wie er die anderen verbracht hatte, am Estrande, im Walde, hielt ein Buch auf den Knien und blinzelte in die Sonne. Er bewegte nur einen Gedanken: diesen, daß sie wiederkehren und im Saale Tanzbelustigung abhalten würden, wie es der Fischhändler versprochen hatte; und er that nichts, als sich hierauf freuen, mit einer so ängstlichen und süßen Freude, wie er sie lange, tote Jahre hindurch nicht mehr erprobt hatte. Einmal, durch irgend eine Verknüpfung von Vorstellungen, erinnerte er sich flüchtig eines fernem Bekannten, Adalberts, des Novellisten, der wußte, was er wollte, und sich ins Kaffeehaus begeben hatte, um der Frühlingsluft zu entgehen. Und er zuckte die Achseln über ihn . . .

Es wurde früher als gewöhnlich zu Mittag gegessen, und das Abendbrot nahm man ebenfalls zeitiger als sonst, im Klavierzimmer, weil im Saale schon Vorbereitungen zum Balle getroffen wurden:

auf so festliche Art war alles in Unordnung gebracht. Dann, als es schon dunkel war und Tonio Kröger in seinem Zimmer saß, ward es wieder lebendig auf der Landstraße und im Hause. Die Ausflügler kehrten zurück; ja, aus der Richtung von Helsingör trafen zu Rad und zu Wagen noch neue Gäste ein, und bereits hörte man drunten im Hause eine Geige stimmen und eine Klarinette näselnde Uebungsläufe vollführen . . . Alles versprach, daß es ein glänzendes Ballfest geben werde.

Nun setzte das kleine Orchester mit einem Marsche ein: gedämpft und taftfest scholl es herauf: man eröffnete den Tanz mit einer Polonaise. Tonio Kröger saß noch eine Weile still und lauschte. Als er aber vernahm, wie das Marschtempo in Walzertakt überging, machte er sich auf und schlich geräuschlos aus seinem Zimmer.

Von dem Korridor, an dem es gelegen war, konnte man über eine Nebentreppe zu dem Seiteneingang des Hotels und von dort, ohne ein Zimmer zu berühren, in die Glasveranda gelangen. Diesen Weg nahm er, leise und verstohlen, als befände er sich auf verbotenen Pfaden, tastete sich behutsam durch das Dunkel, unwiderstehlich angezogen von dieser dummen und selig wiegenden Musik, deren Klänge schon klar und ungedämpft zu ihm drangen.

Die Veranda war leer und unerleuchtet, aber die Glashür zum Saale, wo die beiden großen, mit blanken Reflektoren versehenen Petroleum-Lampen hell erstrahlten, stand geöffnet. Dorthin schlich er

sich auf leisen Sohlen, und der diebische Genuß, hier im Dunkeln stehen und ungesehen Die belauschen zu dürfen, die im Lichte tanzten, verursachte ein Prickeln in seiner Haut. Hastig und begierig sandte er seine Blicke nach den Beiden aus, die er suchte . . .

Die Fröhlichkeit des Festes schien schon ganz frei entfaltet, obgleich es kaum seit einer halben Stunde eröffnet war; aber man war ja bereits warm und angeregt hierhergekommen, nachdem man den ganzen Tag miteinander verbracht, sorglos, gemeinsam und glücklich. Im Klavierzimmer, das Tonio Kröger überblicken konnte, wenn er sich ein wenig weiter vorwagte, hatten sich mehrere ältere Herren rauchend und trinkend beim Kartenspiel vereinigt; aber andere saßen bei ihren Gattinnen im Vordergrunde auf den Plüschstühlen und an den Wänden des Saales und sahen dem Tanze zu. Sie hielten die Hände auf die gespreizten Kniee gestützt und bliesen mit einem wohlhabenden Ausdruck die Wangen auf, indeß die Mütter, Kapothütchen auf den Scheiteln, die Hände unter der Brust zusammenlegten und mit seitwärts geneigten Köpfen in das Getümmel der jungen Leute schauten. Ein Podium war an der einen Längswand des Saales errichtet worden, und dort thaten die Musikanten ihr Bestes. Sogar eine Trompete war da, welche mit einer gewissen zögernden Behutsamkeit blies, als fürchtete sie sich vor ihrer eigenen Stimme, die sich dennoch beständig brach und überschlug . . . Wogend und kreisend bewegten sich die Paare umeinander, indeß andere Arm in Arm den

Saal umwandelten. Man war nicht ballmäßig gekleidet, sondern nur wie an einem Sommer-Sonntag, den man im Freien verbringt: die Kavaliere in kleinstädtisch geschnittenen Anzügen, denen man ansah, daß sie die ganze Woche geschont wurden, und die jungen Mädchen in lichten und leichten Kleidern mit Feldblumensträußchen an den Miedern. Auch ein paar Kinder waren im Saale und tanzten unter einander auf ihre Art, sogar, wenn die Musik pausierte. Ein langbeiniger Mensch in schwalbenschwanzförmigem Röckchen, ein Provinzlöwe mit Augenglas und gebranntem Haupthaar, Post-Adjunkt oder dergleichen und wie die fleischgewordene komische Figur aus einem dänischen Roman, schien Festordner und Kommandeur des Balles zu sein. Eilfertig, transpirierend und mit ganzer Seele bei der Sache, war er überall zugleich, schwänzelte übergeschäftig durch den Saal, indem er kunstvoll mit den Zehenspitzen zuerst auftrat und die Füße, die in glatten und spitzen Militär-Stiefeletten steckten, auf eine verzwickte Art kreuzweis übereinander setzte, schwang die Arme in der Luft, traf Anordnungen, rief nach Musik, klatschte in die Hände, und bei all dem flogen die Bänder der großen, bunten Schleife, die als Zeichen seiner Würde auf seiner Schulter befestigt war, und nach der er manchmal liebevoll den Kopf drehte, flatternd hinter ihm drein.

Ja, sie waren da, die Beiden, die heute im Sonnenlicht an Tonio Kröger vorübergezogen waren, er sah sie wieder und erschrak vor Freude, als er sie

fast gleichzeitig gewahrte. Hier stand Hans Hansen, ganz nahe bei ihm, dicht an der Thür; breitbeinig und ein wenig vorgebeugt, verzehrte er bedächtig ein großes Stück Sandtorte, wobei er die hohle Hand unters Kinn hielt, um die Krümel aufzufangen. Und dort an der Wand saß Ingeborg Holm, die blonde Inge, und eben schwänzelte der Adjunkt auf sie zu, um sie durch eine ausgesuchte Verbeugung zum Tanze aufzufordern, wobei er die eine Hand auf den Rücken legte und die andere graziös in den Busen schob; aber sie schüttelte den Kopf und deutete an, daß sie zu atemlos sei und ein wenig ruhen müsse, worauf der Adjunkt sich neben sie setzte.

Tonio Kröger sah sie an, die Beiden, um die er vor Zeiten Liebe gelitten hatte, — Hans und Ingeborg. Sie waren es nicht so sehr vermöge einzelner Merkmale und der Aehnlichkeit der Kleidung, als kraft der Gleichheit der Rasse und des Typus, dieser lichten, stahlblauäugigen und blondhaarigen Art, die eine Vorstellung von Reinheit, Ungetrübttheit, Heiterkeit und einer zugleich stolzen und schlichten, unberührbaren Sprödigkeit hervorrief. . . . Er sah sie an, sah, wie Hans Hansen so led' und wohlgestaltet wie nur jemals, breit in den Schultern und schmal in den Hüften, in seinem Matrosenanzug dastand, sah, wie Ingeborg auf eine gewisse übermütige Art lachend den Kopf zur Seite warf, auf eine gewisse Art ihre Hand, eine gar nicht besonders schmale, gar nicht besonders feine Klein-Mädchen-Hand, zum Hintertopfe führte, wobei der leichte Ärmel von

ihrem Ellenbogen zurückglitt, — und plötzlich erschütterte das Heimweh seine Brust mit einem solchen Schmerz, daß er unwillkürlich weiter ins Dunkel zurückwich, damit niemand das Rücken seines Gesichtes sähe.

Hatte ich euch vergessen? fragte er. Nein, niemals! Nicht dich, Hans, noch dich, blonde Inge! Ihr wart es ja, für die ich arbeitete, und wenn ich Applaus vernahm, blickte ich heimlich um mich, ob ihr daran teilhättet . . . Hast du nun den Don Carlos gelesen, Hans Hansen, wie du es mir an eurer Gartenpforte versprachst? Thu's nicht! ich verlange es nicht mehr von dir. Was geht dich der König an, der weint, weil er einsam ist? Du sollst deine hellen Augen nicht trüb und traumblöde machen vom Starren in Verse und Melancholie . . . Zu sein wie du! Noch einmal anfangen, aufwachsen gleich dir, rechtschaffen, fröhlich und schlicht, regelrecht, ordnungsgemäß und im Einverständnis mit Gott und der Welt, geliebt werden von den Harmlosen und Glücklichen, dich zum Weibe nehmen, Ingeborg Holm, und einen Sohn haben wie du, Hans Hansen, — frei vom Fluch der Erkenntnis und der schöpferischen Qual leben, lieben und loben in seliger Gewöhnlichkeit! . . . Noch einmal anfangen? Aber es hülfte nichts. Es würde wieder so werden, — Alles würde wieder so kommen, wie es gekommen ist. Denn Etliche gehen mit Notwendigkeit in die Irre, weil es einen rechten Weg für sie überhaupt nicht giebt.

Nun schwieg die Musik; es war Pause, und

Erfrischungen wurden gereicht. Der Adjunkt eilte persönlich mit einem Theebrett voll Häringssalat umher und bediente die Damen; aber vor Ingeborg Holm ließ er sich sogar auf ein Knie nieder, als er ihr das Schälchen reichte, und sie errötete vor Freude darüber.

Man begann jetzt dennoch im Saale, auf den Zuschauer unter der Glashüt aufmerksam zu werden, und aus hübschen, erhitzten Gesichtern trafen ihn fremde und forschende Blicke; aber er behauptete trotzdem seinen Platz. Auch Ingeborg und Hans streiften ihn beinahe gleichzeitig mit den Augen, mit jener vollkommenen Gleichgültigkeit, die fast das Ansehen der Verachtung hat. Plötzlich jedoch ward er sich bewußt, daß von irgendwoher ein Blick zu ihm drang und auf ihm ruhte . . . Er wandte den Kopf, und sofort trafen seine Augen mit denen zusammen, deren Verührung er empfunden hatte. Ein Mädchen stand nicht weit von ihm, mit blassem, schmalen und feinem Gesicht, das er schon früher bemerkt hatte. Sie hatte nicht viel getanzt, die Kavaliers hatten sich nicht sonderlich um sie bemüht, und er hatte sie einsam mit herb geschlossenen Lippen an der Wand sitzen sehen. Auch jetzt stand sie allein. Sie war hell und duftig gekleidet, wie die Anderen, aber unter dem durchsichtigen Stoff ihres Kleides schimmerten ihre bloßen Schultern spitz und dürrig, und der magere Hals stak so tief zwischen diesen armeneligen Schultern, daß das stille Mädchen fast ein wenig verwachsen erschien. Ihre Hände, mit dünnen

Halbhandschuhen bekleidet, hielt sie so vor der flachen Brust, daß die Fingerspitzen sich sacht berührten. Gesenkten Kopfes blickte sie Tonio Kröger von unten herauf mit schwarzen, schwimmenden Augen an. Er wandte sich ab . . .

Hier, ganz nahe bei ihm, saßen Hans und Ingeborg. Er hatte sich zu ihr gesetzt, die vielleicht seine Schwester war, und umgeben von anderen rotwangigen Menschenkindern aßen und tranken sie, schwapten und vergnügten sich, riefen sich mit klingenden Stimmen Neckereien zu und lachten hell in die Luft. Konnte er sich ihnen nicht ein wenig nähern? Nicht an ihn oder sie ein Scherzwort richten, das ihm einfiel, und das sie ihm wenigstens mit einem Lächeln beantworten mußten? Es würde ihn beglücken, er sehnte sich danach; er würde dann zufriedener in sein Zimmer zurückkehren, mit dem Bewußtsein, eine kleine Gemeinschaft mit den Beiden hergestellt zu haben. Er dachte sich aus, was er sagen könnte; aber er fand nicht den Mut, es zu sagen. Auch war es ja wie immer: sie würden ihn nicht verstehen, würden befremdet auf das horchen, was er zu sagen vermöchte. Denn ihre Sprache war nicht seine Sprache.

Nun schien der Tanz aufs Neue beginnen zu sollen. Der Adjunkt entfaltete eine umfassende Thätigkeit. Er eilte umher und forderte alle Welt zum Engagieren auf, räumte mit Hilfe des Stellners Stühle und Gläser aus dem Wege, erteilte den Musikern Befehle und schob einzelne Tappische, die nicht wußten wohin, an den Schultern vor sich her.

Was hatte man vor? Je vier und vier Paare blüheten Carrés . . . Eine schreckliche Erinnerung machte Tonio Kröger erröten. Man tanzte Quadrille.

Die Musik setzte ein, und die Paare schritten unter Verbeugungen durcheinander. Der Adjunkt kommandierte; er kommandierte, bei Gott, auf Französisch und brachte die Nasallaute auf unvergleichlich distinguierte Art hervor. Ingeborg Holm tanzte dicht vor Tonio Kröger, in dem Carré, das sich unmittelbar an der Glashür befand. Sie bewegte sich vor ihm hin und her, vorwärts und rückwärts, schreitend und drehend; ein Duft, der von ihrem Haar oder dem zarten Stoff ihres Kleides ausging, berührte ihn manchmal, und er schloß die Augen in einem Gefühl, das ihm von je so wohl bekannt gewesen, dessen Arom und herben Reiz er in all diesen letzten Tagen leise verspürt hatte, und das ihn nun wieder ganz mit seiner süßen Drangsal erfüllte. Was war es doch? Sehnsucht? Zärtlichkeit? Neid, Selbstverachtung? . . . *Moulinet des dames!* Lachtest du, blonde Inge, lachtest du mich aus, als ich moulinet tanzte und mich so jämmerlich blamierte? Und würdest du auch heute noch lachen, nun da ich doch so etwas wie ein berühmter Mann geworden bin? Ja, das würdest du und würdest dreimal recht daran thun! Und wenn ich, ich ganz allein, die neun Symphonieen, die Welt als Wille und Vorstellung und das Jüngste Gericht vollbracht hätte, — du würdest ewig Recht haben zu lachen . . . Er sah sie an, und eine Berszeile fiel ihm ein, deren er sich lange nicht erinnert hatte, und die

ihm doch so vertraut und verwandt war: „Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.“ Er kannte sie so gut, die melancholisch-nordische, innig-ungeschickte Schwermüdigkeit der Empfindung, die daraus sprach. Schlafen . . . Sich danach sehnen, einfach und völlig dem Gefühle leben zu dürfen, das ohne die Verpflichtung, zur That und zum Tanz zu werden, süß und träge in sich selber ruht, — und dennoch tanzen, behend und geistesgegenwärtig den schweren, schweren und gefährlichen Messertanz der Kunst vollführen zu müssen, ohne je ganz des demütigenden Widerstandes zu vergessen, der darin lag, tanzen zu müssen, indem man liebte . . .

Auf einmal geriet das Ganze in eine tolle und ausgelassene Bewegung. Die Carrés hatten sich aufgelöst, und springend und gleitend stob Alles umher: man beschloß die Quadrille mit einem Galopp. Die Paare flogen zum rasenden Eiltakt der Musik an Tonio Kröger vorüber, chassierend, hastend, einander überholend, mit kurzem, atemlosem Gelächter. Eines kam daher, mitgerissen von der allgemeinen Jagd, kreisend und vorwärts sausend. Das Mädchen hatte ein blasses, feines Gesicht und magere, zu hohe Schultern. Und plötzlich, dicht vor ihm, entstand ein Stolpern, Rutschen und Stürzen . . . Das blasser Mädchen fiel hin. Sie fiel so hart und heftig, daß es fast gefährlich aussah, und mit ihr der Cavalier. Dieser mußte sich so gröblich weh gethan haben, daß er seiner Tänzerin ganz vergaß, denn, nur halbwegs aufgerichtet, begann er unter Grimassen seine Kniee mit

den Händen zu reiben; und das Mädchen, scheinbar ganz betäubt vom Falle, lag noch immer am Boden. Da trat Tonio Kröger vor, faßte sie sacht an den Armen und hob sie auf. Abgeheßt, verwirrt und unglücklich sah sie zu ihm empor, und plötzlich färbte ihr zartes Gesicht sich mit einer matten Röthe.

„Tak! O, mange Tak!“ sagte sie und sah ihn von unten herauf mit dunklen, schwimmenden Augen an.

„Sie sollten nicht mehr tanzen, Fräulein,“ sagte er sanft. Dann blickte er sich noch einmal nach i h n e n um, nach Hans und Ingeborg, und ging fort, verließ die Veranda und den Ball und ging in sein Zimmer hinauf.

Er war berauscht von dem Feste, an dem er nicht Theil gehabt, und müde von Eifersucht. Wie früher, ganz wie früher war es gewesen! Mit erhöhtem Gesicht hatte er an dunkler Stelle gestanden, in Schmerzen um euch, ihr Blondes, Lebendigen, Glücklichen, und war dann einsam hinweggegangen. Jemand müßte nun kommen! Ingeborg müßte nun kommen, müßte bemerken, daß er fort war, müßte ihm heimlich folgen, ihm die Hand auf die Schulter legen und sagen: Komm herein zu uns! Sei froh! Ich liebe dich! . . . Aber sie kam keines Weges. Dergleichen geschah nicht. Ja, wie damals war es, und er war glücklich wie damals. Denn sein Herz lebte. Was aber war gewesen während all der Zeit, in der er das geworden, was er nun war? — Erstarrung; Dede; Eis; und Geist! Und Kunst! . . .

Er entkleidete sich, legte sich zur Ruhe, löschte das Licht. Er flüsterte zwei Namen in das Rissen hinein, diese paar keuschen, nordischen Silben, die ihm seine eigentliche und ursprüngliche Liebes-, Leidens- und Glückesart, das Leben, das simple und innige Gefühl, die Heimat bezeichneten. Er blickte zurück auf die Jahre seit damals bis auf diesen Tag. Er gedachte der wüsten Abenteuer der Sinne, der Nerven und des Gedankens, die er durchlebt, sah sich zerfressen von Ironie und Geist, verödet und gelähmt von Erkenntnis, halb aufgerieben von den Fiebern und Frösten des Schaffens, haltlos und unter Gewissensnöten zwischen trassen Extremen, zwischen Heiligkeit und Brunst hin- und hergeworfen, raffiniert, verarmt, erschöpft von kalten und künstlich erlesenen Exaltationen, verirrt, verwüstet, zermartert, krank — und schluchzte vor Reue und Heimweh.

Um ihn war es still und dunkel. Aber von unten tönte gedämpft und wiegend des Lebens süßer, trivialer Dreitakt zu ihm herauf.

9.

Tonio Kröger saß im Norden und schrieb an Lisaweta Iwanowna, seine Freundin, wie er es ihr versprochen hatte.

Liebe Lisaweta dort unten in Arkadien, wohin ich bald zurückkehren werde, schrieb er. Hier ist nun also so etwas wie ein Brief, aber er wird Sie wohl enttäuschen, denn ich denke, ihn ein wenig allgemein

zu halten. Nicht, daß ich so gar nichts zu erzählen, auf meine Weise nicht dies und das erlebt hätte. Zu Hause, in meiner Vaterstadt, wollte man mich sogar verhaften . . . aber davon sollen Sie mündlich hören. Ich habe jetzt manchmal Tage, an denen ich es vorziehe, auf gute Art etwas Allgemeines zu sagen, anstatt Geschichten zu erzählen.

Wissen Sie wohl noch, Lisaweta, daß Sie mich einmal einen Bürger, einen verirrten Bürger nannten? Sie nannten mich so in einer Stunde, da ich Ihnen, verführt durch andere Geständnisse, die ich mir vorher hatte entschlüpfen lassen, meine Liebe zu dem gestand, was ich das Leben nenne; und ich frage mich, ob Sie wohl wußten, wie sehr Sie damit die Wahrheit trafen, wie sehr mein Bürgertum und meine Liebe zum „Leben“ eins und dasselbe sind. Diese Reise hat mir Veranlassung gegeben, darüber nachzudenken . . .

Mein Vater, wissen Sie, war ein nordisches Temperament: betrachtsam, gründlich, korrekt aus Puritanismus und zur Wehmut geneigt; meine Mutter von unbestimmt exotischem Blut, schön, sinnlich, naiv, zugleich fahrlässig und leidenschaftlich und von einer impulsiven Liederlichkeit. Ganz ohne Zweifel war dies eine Mischung, die außerordentliche Möglichkeiten — und außerordentliche Gefahren in sich schloß. Was herauskam, war dies: ein Bürger, der sich in die Kunst verirrte, ein Bohémien mit Heimweh nach der guten Kinderstube, ein Künstler mit schlechtem Gewissen. Denn mein bürgerliches Gewissen ist es ja,

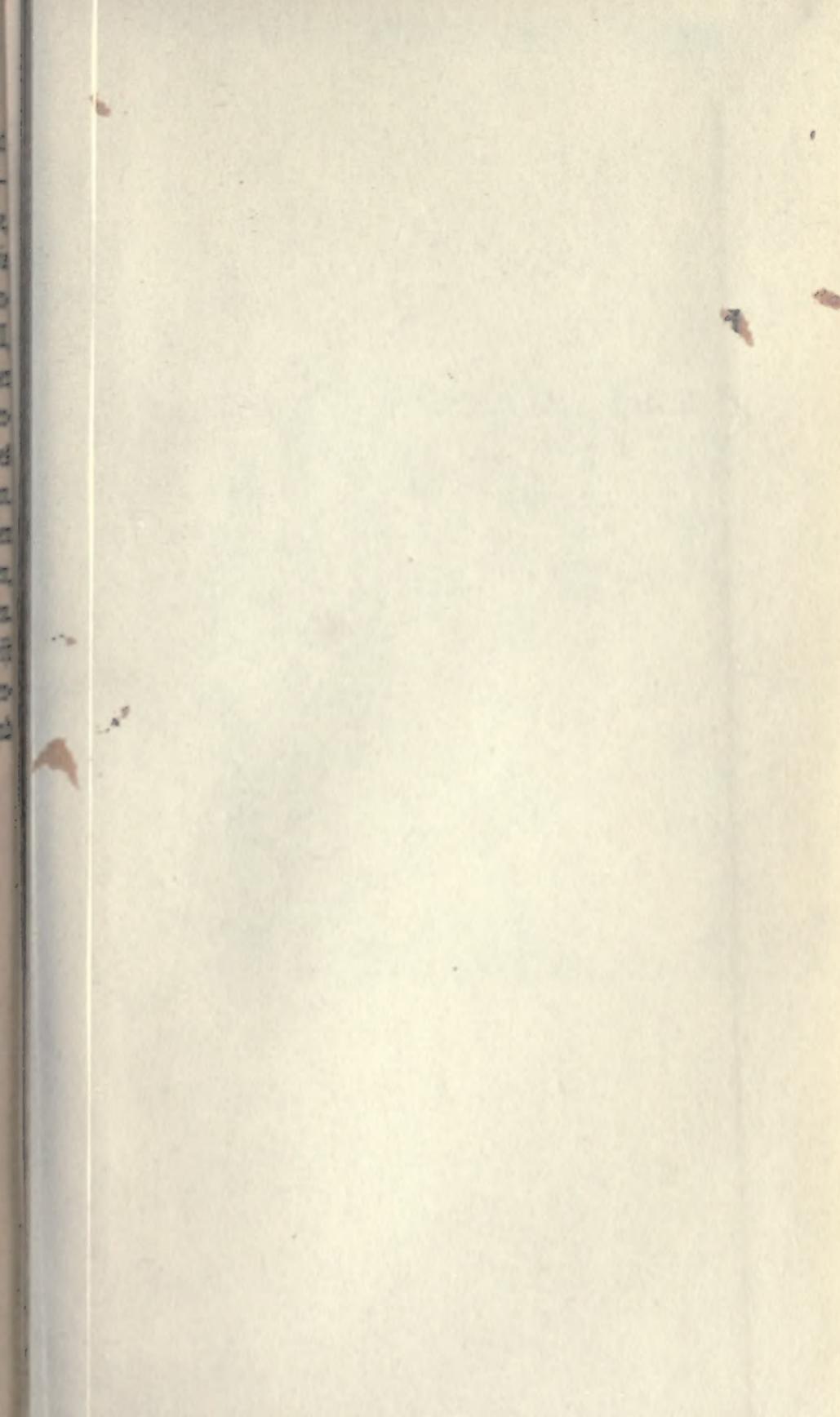
was mich in allem Künstlertum, aller Außerordentlichkeit und allem Genie etwas tief Zweideutiges, tief Anrüchiges, tief Zweifelhaftes erblicken läßt, was mich mit dieser verliebten Schwäche für das Simple, Treuherzige und Angenehm-Normale, das Ungeniaie und Anständige erfüllt.

Ich stehe zwischen zwei Welten, bin in keiner daheim und habe es infolge dessen ein wenig schwer. Ihr Künstler nennt mich einen Bürger, und die Bürger sind versucht, mich zu verhaften . . . ich weiß nicht, was von beidem mich bitterer kränkt. Die Bürger sind dumm; ihr Anbeter der Schönheit aber, die ihr mich phlegmatisch und ohne Sehnsucht heißt, solltet bedenken, daß es ein Künstlertum giebt, so tief, so von Anbeginn und Schicksals wegen, daß keine Sehnsucht ihm süßer und empfindenswerter erscheint, als die nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit.

Ich bewundere die Stolzen und Kalten, die auf den Pfaden der großen, der dämonischen Schönheit abenteuernd und den „Menschen“ verachten, — aber ich beneide sie nicht. Denn wenn irgend etwas imstande ist, aus einem Litteraten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen. Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der geschrieben steht, daß Einer mit Menschen- und Engelszungen reden könne und ohne sie doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei.

Was ich gethan habe, ist nichts, nicht viel, so gut wie nichts. Ich werde Besseres machen, Lisaweta, — dies ist ein Versprechen. Während ich schreibe, rauscht das Meer zu mir herauf, und ich schließe die Augen. Ich schaue in eine ungeborene und schemen-
hafte Welt hinein, die geordnet und gebildet sein will, ich sehe in ein Gewimmel von Schatten menschlicher Gestalten, die mir winken, daß ich sie banne und erlöse: tragische und lächerliche und solche, die beides zugleich sind, — und diesen bin ich sehr zugethan. Aber meine tiefste und verstohlenste Liebe gehört den Blonden und Blauäugigen, den hellen Lebendigen, den Glücklichen, Liebenswürdigen und Gewöhnlichen.

Schelten Sie diese Liebe nicht, Lisaweta; sie ist gut und fruchtbar. Sehnsucht ist darin und schwer-
mütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit.



LG
M2826tr

Mann, Thomas
Tristan

DATE	
19. 1. 56.	M. GVE
Oct. 9 56	F. Stg
Oct. 23/56	P. Nicholas
R Nov 7/56	P. Nicholas
Oct 22/57	M. GVE

